



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

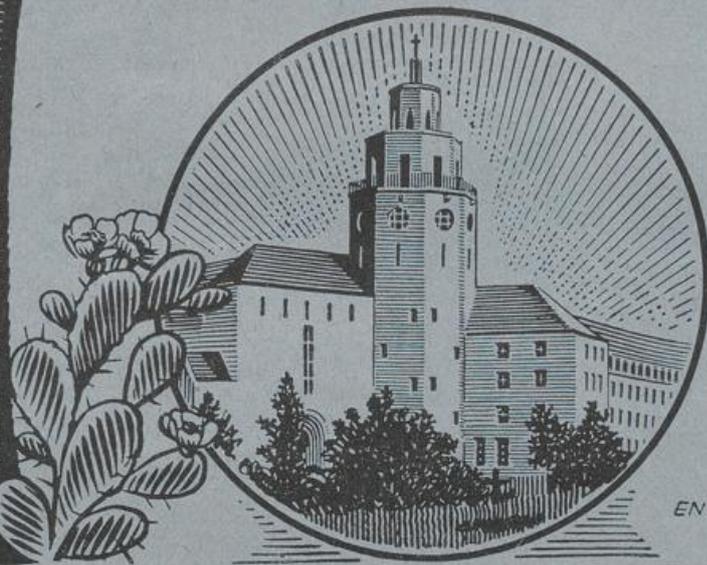
Vergißmeinnicht 1929

9 (1929)



Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



R.
ENGELHARDT

Nummer 9

September 1929

47. Jahrgang

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden
täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul,
Walbed., zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	<i>RM</i> 2.—	Italien	Piere 10.—
Einzelbezug	<i>RM</i> 2.40	Österreich	Schilling 3.30
Schweiz	<i>Fr.</i> 3.—	Einzelbezug	„ 4.—
Elsaß	<i>Fr.</i> 15.—	Jugoslawien	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	Ungarn	Pengö 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	Rumänien	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher Ring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

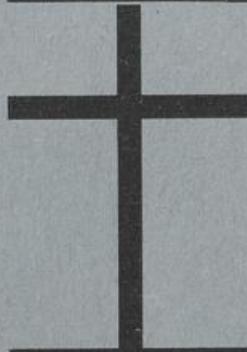
für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (St. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1 652

LAIEN-MISSIONARE



Neue große Missionsgebiete sind der
Mariannhiller Mission in Südafrika vom
Apostolischen Stuhl anvertraut worden.
Da braucht der Missionar zum Aufbau
von Missionsposten und Stationen Laien-
enbrüder. Jungmänner von 14 bis
25 Jahren werden aufgenommen und
herangebildet im Missionshaus St. Jo-
seph in Reimlingen.

Anfragen um Aufnahme richte man an:
Hochw. P. Provinzial, St. Joseph, Reimlingen, (Bayern)

Aus Welt und Kirche

Die Carnegie-Spende, die jedes Jahr einer Anzahl südafrikanischer Gelehrter eine freie Studienreise nach Amerika gewährt, ist in diesem Jahre einem katholischen Priester P. Bernhard Huf gewährt worden. P. Huf, Mitglied unserer Missions-Kongregation, hat als erster Missionar unter den Schwarzen von Südafrika das landwirtschaftliche Kreditwesen eingeführt und erfolgreich ausgebaut. Seine bisherigen Erfolge werden von Freund und Feind bewundert. Sie haben viel dazu beigetragen, die Eingeborenen vor der Landflucht zu bewahren und dem Kommunismus zu entreißen. Wir verweisen auf seinen Bericht im *Vergilmeinicht* Nr. 2, 1929.

Kirche und Film. — Anlässlich des Pariser Kongresses zur Hebung des Kinos, der unter dem Schutze des Kardinal Dubois stattfand, äußerte sich der Bischof von Urraz, Msgr. Julien folgendermaßen über das Lichtbild: „Der Film hat die Möglichkeit erschlossen, daß eine große Zahl von Menschen aller Kontinente, die einander nicht kennen, zur gleichen Zeit im Bild sehen, die gleichen Eindrücke empfangen und in gleicher Weise beeinflusst werden. Er überbrückt die Entfernungen und Hindernisse zwischen den Rassen und Nationen und trägt so dazu bei, das sittliche Bewußtsein einer Gemeinamkeit des Menschengeschlechtes über alle wirtschaftlichen und politischen Gesetze hinweg zu erwecken. Man muß der neuen Kunst Vertrauen entgegenbringen und sie so aufnehmen, wie die Kirche früher die Dichtkunst, die Malerei, die Skulptur und die Musik aufgenommen hat, wenn sie sich in den Dienst des religiösen Gedankens stellen.“

P. Solabert sagte über den Unterrichtsfilm: „Es ist das Mittel der Zukunft, um durch bildhafte, konkrete Darbietung des Unterrichtsstoffes die Aufmerksamkeit des Kindes zu gewinnen und zu erhalten. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß die Erklärung des Lehrers und eine aktive Bemühung des Schülers zur Aneignung des Bildungsstoffes dadurch nicht entbehrlich gemacht werden kann, wie es noch immer Gebiete gibt, die sich der bildhaften Darstellung entziehen. Die Stellung des modernen Staates zum Christentum verpflichtet alle christlichen Erziehungsanstalten, neben den Unterrichtsfilmen des Staates auch für Filme zu sorgen, die den besonderen Bedürfnissen dieser Anstalten Rechnung tragen.“ (Deutsche Zukunft.)

Die Päpstlichen Ordensauszeichnungen. — Die Päpste haben im Laufe der Jahrhunderte zahlreiche Ritterorden begründet, von denen die meisten später wieder abgeändert wurden. Derzeit gibt es sechs päpstliche Orden:

Der **Christusorden**, welcher der höchste ist und nur eine Klasse besitzt, so daß er nur in ganz seltenen Fällen verliehen wird. Er besteht aus einem lateinischen Kreuz in rotem Email mit einem kleinen weißen Kreuz in der Mitte.

Der **Orden vom Goldenen Sporn**, dessen Ursprung man bis auf Konstantin zurückgehen lassen will.

Der von Pius IX. eingeführte **Piusorden**, welcher 1847 mit dem Orden Pius IV. verschmolzen wurde. Er besitzt vier Klassen. Mit den drei ersten ist der erbliche Adel verbunden.

Der **Orden des hl. Gregors des Großen**. Er wurde von Gregor XVI. begründet. Er ist ein militärischer und ziviler Orden und in je vier Kategorien geteilt.

Der **Orden des hl. Silvester**, ebenfalls von Gregor XVI. begründet, besitzt zwei Klassen, die Kommendatoren, welche die Zahl 350, und die Cavalieri, welche jene von 300 nicht überschreiten dürfen.

Der **Orden vom Heiligen Grabe**, der auf die Zeit der Kreuzzüge zurückgeht, in denen die Ritter vom Heiligen Grabe ernannt wurden. Nach der Reform von 1907 ist der Papst der Großmeister und der Patriarch von Jerusalem sein Stellvertreter.

Konversionen in England und Amerika. — Interessant ist ein Vergleich, den ein amerikanischer Geistlicher aufgestellt hat. Nach letzten Statistiken beträgt die Gesamtzahl der Katholiken in England und Wales 2 165 146, die Zahl der Konvertiten im Jahre 1927 13 000. Die Zahl der Katholiken in Amerika wurde von der letzten Statistik des Catholic Dictionary mit 19 689 000 angegeben, d. h. also das neunfache der englischen Katholiken. Stünde die Zahl der Konvertiten im gleichen Verhältnis, so müßte sie 117 000 betragen. In Wirklichkeit wird sie vom Catholic Dictionary mit 34 000 angegeben! Die Konversion schreitet also in England und Wales dreieinhalb mal schneller vorwärts als in Amerika.

112 000 Studenten. — An den wissenschaftlichen Hochschulen in Deutschland ohne die Kunsthochschulen waren im Sommersemester 1928 insgesamt 112 515 Studenten eingeschrieben. Die Gesamt-

zahl hat sich gegenüber dem Vorsemester mit 101 692 und gegenüber dem vergleichbaren Sommersemester 1927 mit 101 456 Studierenden wieder sehr erheblich erhöht. Die Zahl der weiblichen Studierenden gegenüber dem Sommersemester 1927 betrug nicht weniger als 15,5 Prozent. Von den Studierenden waren 105 774 deutsche Reichsangehörige und 6741 Ausländer. Den Hauptstudienfächern nach hatten sich die meisten Studierenden, nämlich 22 982 den Rechts- und Staatswissenschaften zugewandt. Es folgte mit 11 955 Studenten die allgemeine Medizin, während die Musikwissenschaft mit 588 Eingeschriebenen die geringste Interessentenzahl aufwies, wobei allerdings nicht zu übersehen ist, daß gerade Musik sehr viel an privaten Hochschulen getrieben wird. Die weiblichen Studierenden verteilen sich verhältnismäßig am meisten am Studium der neuen Sprachen. Nur eine Studentin war bei der Forstwissenschaft eingeschrieben, dagegen immerhin 6 beim Maschineningenieurwesen, das mit dem Luftfahrzeugbau und dem Schiffbau verbunden ist und gar 9 bei der Elektrotechnik.

Begriffe. — Mark Twain äußerte sich in seiner geistreichen und witzigen Weise einmal folgendermaßen über Kapital, Geld usw.:

Vanderbilt kritzelt ein paar Worte auf ein Stückchen Papier und verleiht ihm dadurch unter Umständen den Wert von Millionen — das ist Kapital.

Die Regierung nimmt anderthalb Unzen Gold, stempelt einen blitzsprühenden Adler darauf und nennt es eine 20-Dollarmünze — das ist Geld.

Ein Mechaniker nimmt ein Stück Stahl, das fünf Dollar wert ist, und arbeitet es um zu einem Stück im Wert von tausend Dollar — das ist Wertzuwachs.

Ein Kaufmann versteht es, einen Artikel, der ihm nur fünf Cents kostet, für einen Dollar zu verkaufen — das ist Geschäft.

Eine Dame, die einen kleidsamen Hut für 75 Cents kaufen könnte, zieht es vor,

für einen Hut 27 Dollar auszugeben — das ist Wahnsinn.

Ein Arbeiter schuftet zehn Stunden am Tag und erhält dafür einen Dollar — das ist ehrliche Arbeit.

Ich der arme Mark Twain, stelle einen Wechsel auf 20 000 Dollar aus und hoffe dafür 20 000 Dollar zu bekommen — das ist Einbildung.

Dreieinhalb Millionen Briefe in einem Jahr als unbestellbar vernichtet. — Aus Vergeßlichkeit, Nachlässigkeit oder aus anderen Gründen werden täglich viele Briefe mit unzureichender Anschrift und ohne Absenderangabe aufgeliefert. Ein großer Teil von ihnen kann trotz der sprichwörtlichen „Findigkeit der Post“ weder dem Empfänger noch dem Absender zugeführt werden. Sie werden nach Abschluß der mühseligen und zeitraubenden Ermittlungen endgültig unzustellbar und nach einer Lagerzeit von drei Monaten vernichtet. 1927 belief sich die Zahl der vernichteten Briefsendungen auf dreieinhalb Millionen Stück. Daraus ergibt sich die Mahnung: Adresse richtig und gib deine eigene Anschrift an.

Wieviel Vieh wird jährlich in Deutschland geschlachtet? — Der gesamte Fleischverbrauch betrug im Jahre 1928: 33,61 Millionen Doppelzentner. Auf den Kopf der Bevölkerung entfielen 50,8 kg im Inlande geschlachtetes Fleisch. Dazu kam ein Einfuhrüberschuß von 2,01 kg. Gegenüber dem Jahre 1913 betrug die Steigerung des Fleischverbrauches auf den Kopf der Bevölkerung 3,32 kg. Diese Steigerung ist aber nur scheinbar, da die Umschichtung im Altersaufbau der Bevölkerung gegenüber der Vorkriegszeit, d. h. die Abnahme der Jugendlichen bei Zunahme der Vollfleischverbraucher zu berücksichtigen ist. Wenn man diesen Umstand der Berechnung zu Grunde legt, beträgt sie nur 0,68 kg. Aber auch diese Berechnung ist noch zu günstig, weil dabei die Verschiebungen in der Erwerbstätigkeit der Bevölkerung (größerer Anteil der berufstätigen Frauen) nicht berücksichtigt sind.

Gebetserhörungen

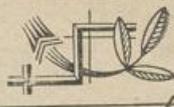
Neustadt: Missionsalmosen als Dank zu Ehren der Mutter vom guten Räte, des hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius und der hl. Theresia v. K. T. für Hilfe in einer Krankheit.

Himmelberg, Südafrika: Dank dem hl. Herzen Jesu, der Muttergottes von der immerwährenden Hilfe und der hl. Theresia für Genesung eines schwer erkrankten Missionars.

Vergißmichicht



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 9

September 1929

47. Jahrgang

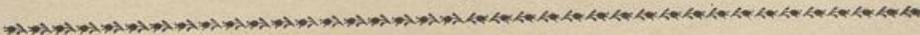
Zum Feste der Kreuzerhöhung

Heil'ges Kreuz, sei hochverehret,
Hartes Ruh'bett meines Herrn!
Einstmals seh'n wir dich verkläret,
Strahlend gleich dem Morgenstern.
Sei mit Mund und Herz verehret
Kreuzstamm Christi meines Herrn!

Heil'ges Kreuz, sei uns're Fahne
In dem Kampf, in jeder Not,
Die uns wecke, die uns mahne
Treu zu sein bis in den Tod.
Sei mit Mund und Herz verehret
Kreuzstamm Christi meines Herrn!

Eines sei uns noch gewähret:
Ruft uns einst der Ruf des Herrn,
Sei im Sterben noch verehret,
Leucht' uns als ein Morgenstern.
Sei mit Mund und Herz verehret
Kreuzstamm Christi meines Herrn!

Kirchenlied



Tausendmal Tausend standen vor ihm

Von Henriette Breh

Der Alltag macht so müde . . ." so beginnt ein Lied. — Ach ja, so müde oft. Verdroffen und mutlos. Die tausend notwendigen Außendinge, die kleinen Sorgen und Nöten, die Steine, die einem unversehens in den Weg rollen, das Gespinnst der winzigen Mühseligkeiten und Plagen, das so manchen Tag durchweht und die Seele fluglahm macht, eigene Schwäche, Vergessensein, Lieblosigkeit — das alles zerrt dich nieder, taucht dich in eine Atmosphäre von Unlust, Unruhe, Mißmut.

Du gehst mit schleppendem Schritt durch die Straßen. Bist traurig und weißt kaum, warum.

Da steht vielleicht eine Kirche an deinem Wege . . . und nun atmest du auf. Trittst ein. Denn da innen ist ein Einsamer, Stiller, bei dem es gut tut, ein Weilchen sich auszuruhen. Der ohne Laut und Regung alle schmerzhaften Spannungen des beklemmten Inneren lösen, der so linde trösten kann.

Du trittst in das Dämmerdunkel des geweihten Raumes ein und kniest in einer Bank. Draußen brandet und heht das laute Leben vorbei — hier drinnen ist ein Bereich des Friedens.

Tiefe Stille. Ein Weihrauchduft scheint noch in der Luft zu hängen. Die Gebete frommer Vorfahren scheinen an den Säulen hinzuschweben. Weihevoller Ruhe.

Dort vorn am Altar leuchtet ein rotes Sternlein zu dir her: die ewige Lampe, und lenkt deinen Blick zum Tabernakel.

„Herr — ecce venio . . . siehe, ich bin zu dir gekommen! Nur still zu deinen Füßen verharren möchte ich. Nur deine Augen auf mir ruhen fühlen, dann wird es mir schon leichter. Deiner Stimme lauschen, die im Schweigen zu mir spricht . . . Herr, du und ich! Herr, ich kann nicht reden — doch du weißt ja alles. Laß meine Unfähigkeit zu dir reden. Herr, wie bist du so einsam . . .“

Und es kommt dir mit Bitterkeit und Beschämung in den Sinn, wie die Menschen ihren Gott so allein lassen . . . keine Zeit für ihn haben.

„So allein, so ganz allein!“ seufzest du. Aber — wenn jetzt plötzlich die Augen deiner Seele aufgetan würden und es dir gegeben wäre, das Ubersinnliche zu schauen . . . dann würdest du erstarren in Staunen und fassungslosem Entzücken . . .

O, sieh doch hin, sieh doch: Schaust du nicht schimmernde Kreise von Lichtwesen dort um den Altar schweben? Weht es nicht wie Engelsfittichrauschen durch die Räume? Taucht es nicht überall auf von



Photogr. Verlag von Franz Hanfstaengl, München.
Christus, für uns am Kreuze erhöht!

sternenhaft schönen Antlizen? Leuchtet nicht blitzgleich strahlendes Lichtgefunkel auf? . . .

Sieh, o sieh . . . wie flimmerndes Goldgewölk drängt es sich heran, Flammenkreise, ineinander, übereinander! Der ganze Raum gefüllt mit himmlischen Wesen von überirdischer Schönheit, mit Engelscharen von wunderbarer Goldseligkeit. Sie liegen anbetend im Staub, sie kreisen in Jubelreigen vor dem Herrn. Cherubim decken in Ehrfurcht ihre Feuerflügel über das Antlitz. Seraphim scheinen aufgelöst in Wonnen der Gottanschauung. Millionen von Lichtgestalten umschweben entzückt, beseligt den in demütiger Brotsgestalt verborgenen König der Engel und finden ihren Himmel in seiner Anschauung.

All die Tausendtausende Engelwesen, herrlich strahlend in Himmelsglanz, in unausdenkbarer Farbenschönheit, im Aberschwang unfasbarer Wonne . . . zitternd in Ehrfurcht und Liebe, stammelnd vor Entzücken, ausbrechend in Dank und Jubel . . . sie sind unsichtbar um den Herrn im Tabernakel!

„Tausend mal Tausend standen vor ihm, und zehntausend mal Hunderttausende dienten ihm!“ so stammelte der Seher von Patmos. Himmelsharmonien durchjauchzen den Raum, so überwältlich süß, daß ein Menschenkind wohl sterben müßte vor Seligkeit, wenn es sie anhören könnte!

O, daß wir Augen hätten, zu sehen, und Ohren, zu hören — wir würden die Dinge der Abergewelt sehen und hören! Wir würden in Staunen und bebender Ehrfurcht zur Erde sinken und nicht aufzuschauen wagen.

Aber unsere Augen sind noch irdisch gebunden. Kein Schimmer der körperlosen Welt dringt zu uns. Nur ganz gottnahe Menschen, Heilige, die haben zuweilen einen Blick in die himmlische Begleitschaft des Herrn tun dürfen — so wie einst der gottselige Dominikaner Bruder Jordanus von Sachsen, der als Priester mit seinen kinderreinen und kinderfrommen Augen gar oftmals die Engel Gottes schauen durfte. Ja, sie spielten nach der heiligen Wandlung ihre Reigen auf dem Alta. oft so nahe um den Kelch herum, daß Bruder Jordanus manchmal schützend die Hände darüber breiten mußte und mit zärtlichem Vorwurf die Lichtwesen mahnte: „Seid doch vorsichtig, vielliebe Englein! Nicht so nahe! Ihr könntet mir etwa noch den geweihten Kelch umstoßen!“

Ach, unsere Augen können es nicht schauen, wie die Himmelsbewohner den Herrn im Sakramente anbeten. Aber wir wissen es aus dem Glauben!

„O heiliges Gastmahl, bei dem die Engel dienend zugegen sind!“
Ja, wir wissen, daß Cherubim und Seraphim und all die himmlischen Heerschar: neidlos frohlocken, wenn der Herr seine Tischgenossen zu sich lädt und sie speist mit seinem reinsten Fleische und Blute.

Armes Menschenkind, daß du in der dämmernden Kirche so still da kniest, einsam mit deinem Gott — o die unsichtbaren Tausendtausende seliger Geister helfen dir beten, flehen für dich, bringen deine Seufzer und Tränen, dein stammelndes Sehnen, dein wortloses, unbewußtes Beten dem Herrn dar. Und einer von ihnen, ein mächtiger, strahlend schöner Fürst des Himmels, dein Schutzengel, der kniet als dein treuester Freund auf den Stufen des Altars und betet: „Herr, dieser mein geliebter Schützling, diese Seele trägt schwer am Leben, schwer am Leid, an den niederzwingenden Alltagskreuzen, Alltagsorgen und Plagen, trägt schwer an ihrer Umgebung . . . und noch viel schwerer an der eigenen Unzulänglichkeit, Herr, sie war traurig — da habe ich ihre Schritte gelenkt und sie zu dir hingeführt. Du weißt alle Dinge und kannst trösten, wie eine Mutter tröstet . . . Herr mit den Scharen meiner Brüder und Schwestern flehe ich: strecke aus deine Hand und segne diese Seele!“

Und langsam werden die Lasten von deiner Seele gleiten. Du wirst ein geheimnisvolles Segnen spüren . . . und getrost nehmen deine Füße den Weg nach Hause. —

O, ihr strahlenden Lichtwesen, heilige Engel, die ihr allezeit das Angesicht Jesu schauet, gebt uns einen Funken von eurer Liebe und eurer Seraphsblut!

Gottesvertrauen eines Negers

Johannes, einer der ältesten Christen von Mariahilf erzählte mir unlängst folgende Geschichte: „Als ich vor vielen Jahren das Unglück hatte, meine sechsjährige Tochter durch Ertrinken zu verlieren, war es mir ein großer Kummer, daß ich nicht ihre Leiche sehen sollte. Der Amzimkulu-Fluß, der sie mitgenommen hatte, war und blieb längere Zeit angeschwollen. Nichtsdestoweniger ging ich jeden Tag von neuem mit meinem ältesten Sohn zum Amzimkulu und suchte jeder Tag eine große Strecke ab, jedoch ohne Erfolg.

Als ich nun am neunten Tage unseres Suchens abends mit meiner Familie beisammen war, und wir entmutigt durch die Erfolglosigkeit unserer Bemühungen zu dem Schluß kamen, es habe keinen Zweck, noch weiter zu forschen und zu suchen, beschloßen wir nicht mehr auf die Suche zu gehen. Aber wir kamen auf eine andere Idee. Wir sprachen über die Verheißung, die der Heiland gegeben, den, der mit Vertrauen betet, zu erhören. Wir sagten uns, wir wollen Jesus beim Wort nehmen, wir wollen ihn zwingen, daß er uns den Ort zeigt, wo die Leiche unseres Kindes sich befindet. Doch, wer soll dem Heiland die Erhörung abnötigen? Wir warfen das Los, und es traf mich. Es

paßte gerade gut, da morgen der Tag war, an dem eine Spätmesse war für diejenigen, welche auch an einem Wochentage eine hl. Messe haben wollen. Am Freitag früh sattelte ich mein Pferd und begab mich auf den Weg zur Kirche. Es war mir sehr unlieb, als ich auf dem Wege hörte, es sei heute keine hl. Messe. Als ich auf meine Frage, ob denn der Missionar zu Hause sei, eine bejahende Antwort bekam ging ich frohen Mutes weiter, um wenigstens die hl. Sakramente zu empfangen. Es ging alles gut und ich richtete meine Botschaft aus an unseren Herrn, so gut ich es verstand und kehrte nach Hause zurück mit einem bestimmten Gefühl der Erhörung. Als ich an eine Stelle kam, wo ein Weg nach links abbog, nahm gegen alle Gewohnheit mein Pferd einen Weg, der nicht nach Hause führte sondern ins Feld, wo die Meinigen arbeiteten. Ich ließ das Tier gehen, nahm dann, dort angekommen auch meine Hacke und arbeitete. Auf einmal sah ich etwas in weiter Ferne auf dem jenseitigen Hügel und ich glaubte, es sei ein Mensch. Da träumte ich mit offenen Augen, denn ich brach das Stillschweigen trotz unserer Trauer und sagte zu meiner Frau: „Da kommt Nachricht.“ Es war ein Mann, der bald deutlich zu erkennen war und offenbar auf uns zukam. Sein Weg führte ihn ganz nahe zum Umzimkulu und er verschwand in einem Hohlweg. Ich legte meine Hacke nieder und ging ihm entgegen. (Unter dem Träumen, wie er sich ausdrückte, ist eine gehabte Eingebung zu verstehen.) Was ich gesagt hatte, bestätigte sich. Dieser Mann, ein Heide, hatte die Leiche irgendwo weit unterhalb gefunden. Darauf erzählte Johannes, wie es gekommen sei, daß dieser Mann die Leiche gefunden habe. Er sagte, am Abend vorher, zur selben Zeit, als ich mit meiner Familie zu dem Entschluß kam, daß wir Jesus zwingen wollen, uns die Leiche finden zu lassen, sprach dieser Heide mit einem Nachbar, einem Christen über unser Unglück und sagte zu ihm: „Du, morgen wollen wir mal gehen und dem Johannes helfen, die Leiche seines Kindes suchen. Du gehst mit mir und wir kreuzen immer den Fluß. Der andere sagte, das geht nicht, ich kann nicht schwimmen. Gut, sagte er, dann kannst du dich immer diesseits halten und ich suche jenseits. Sie gingen am nächsten Morgen, während ich zur Kirche ging auf die Suche und fanden die Leiche.

Mit sichtlich Genugtuung wies jetzt Johannes hin auf die Tatsache, daß der liebe Heiland zur selben Zeit, wo man beschloß, ihn durch Gebet zu zwingen, die Erhörung begann.

Johannes erzählte darauf noch eine andere Geschichte, die so recht zeigt, wie wahr es ist: Undank ist der Welt Lohn und daß Gott denen, die auf ihn vertrauen, hilft. Mein Nachbar kam in große Geldverlegenheit und bat mich, ihm zu helfen. Er brauchte unbedingt 13 engl. Pfund, ungefähr 260 Mk. Ich wollte meinen Nachbar nicht sitzen lassen und ließ ihm das Geld. So war ihm geholfen. Er fing auch

gleich an, abzuzahlen und brachte ein Pfund. Ich gab ihm eine Quittung dafür und hatte keine Ahnung, was folgen würde. Er zahlte ferner nichts mehr und ich sah mich schließlich genötigt, ihn dem Gerichtsvollzieher zu übergeben. Wir mußten beide schwören und dann unsere Aussagen machen. Mein Nachbar nun beschwor, daß er mir mein Geld zurückgegeben habe. Als er aufgefordert wurde, das zu beweisen, zog er seine Quittung hervor, die auf 13 Pfund lautete. Die Sache war so. Ich war unvorsichtig gewesen beim Schreiben der Quittung und hatte nach der „Eins“ noch Raum gelassen und diesen füllte er aus mit einer 3. Wir wurden vorgeladen und die Sache gestaltete sich immer schlimmer für mich. Schließlich sagte mir der Magistrat: „Deine Sache ist so gut wie verloren. Ist es wirklich wahr, daß du nur ein Pfund erhalten hast von dem Mann?“ Ich antwortete: „Herr, es ist so.“ „Aber hast du denn wirklich keinen Zeugen dafür?“ Ich antwortete: „Ich habe schon einen Zeugen, wenn der angenommen wird. Meine Frau war zugegen, als er mir ein Pfund gab.“ — „Gut, laß sie kommen.“ Meine Frau war mitgekommen und stand draußen betend. Sie wurde gerufen und der Magistrat fragte sie, ob sie bezeugen könne, daß ich nur ein Pfund vom Nachbar erhalten habe. Sie sagte ja. „Gut, erinnerst du dich noch, ob es Silber oder Papiergeld war?“ „Ja, ich erinnere mich, es war weder das eine noch das andere, es war ein Goldstück.“ — „Schön, weißt du auch noch, was für ein Wetter an dem Tag war, Regenwetter oder Sonnenschein, oder bewölfter Himmel?“ — „Es war schönes Wetter und ein ganz klarer Himmel.“

Wir wurden darauf entlassen mit dem Auftrag, am nächsten Tag wieder zu kommen. Ich sagte mir, der Heiland muß mir helfen, er war dabei, er ist mein Zeuge.

Als wir am nächsten Tag wieder zum Gericht kamen und die Verhandlung begann, wurden alle Papiere, auf die ich hatte Zahlen schreiben müssen auf den Tisch gelegt und alle Herren prüften und prüften wieder und das Resultat war, meine Handschrift stimme genau überein mit der Zahl 3, die auf der Quittung stand. Einer der Herren zog nun ein Glas hervor und ließ die anderen durch dasselbe die Quittung prüfen. Darauf fragte der Magistrat meinen Gegner: „Bist du deiner Sache gewiß, daß Johannes diese Quittung vollständig wie sie ist, geschrieben hat?“ Antwort: „Ja, Herr.“ — „Hat außer dir niemand das Papier in seinen Händen gehabt?“ — „Nein Herr, nur ich allein.“ — „Recht so! Deine Aussage macht dich zum Zeugen für Johannes, der behauptet, du habest seine Quittung gefälscht. Ich stimme ihm bei. Alle die Herren hier und auch ich, wir sehen klar, daß die Quittung nicht vollständig zu einer Zeit geschrieben wurde. Die Tinte der Quittung ist ältere und die der Zahl 3 neueren Datums, ist also

von dir geschrieben. Ich verurteile dich hiermit. Du hast dem Johannes die noch rückständigen 12 Pfund zu zahlen und alle Kosten zu tragen.

Bemerkenswert ist an dieser Geschichte, was für ein tragisches Ende der Meineidige genommen. Er ist längst gestorben und seine Familie existiert nicht mehr, da sein einziges Kind, ein Knabe, jetzt erwachsen, in der Welt herumzieht und seine Frau mit einem von seiner Ehehälfte geschiedenen Europäer lebt.

Gottvertrauen hat noch alle Zeit geholfen.

Das außerordentliche Jubeljahr 1929

Von P. M. Petrus Küttel, R. M. M.

Bereits in der März-Nummer haben wir auf das goldene Priesterjubiläum des glorreich regierenden Hl. Vaters Papst Pius XI. hingewiesen. Heute möchten wir auf die großen Gnaden hinweisen, die in diesem Jubeljahr alle Gläubigen erlangen können.

Das Jubeljahr soll alle Gläubigen zu Werken der Buße und zur Übung des Gebetes hinführen. In diesen Werken sieht der Papst vor allem die sicherste Gegenströmung gegen die heutige Verflachung des Glaubenslebens.

Zweck und Ziel ist also nicht so sehr die Gewinnung des vollkommenen Ablasses als vielmehr: Mehrung und Verbreitung des Glaubens sowohl unter den Heiden als auch unter den von der Kirche getrennten Irrgläubigen. Alle Katholiken sollen daher als treue Kinder Jesu Christi des obersten Hirten eintreten für christliche Zucht und Sitte im Familienleben wie auch im gesellschaftlichen und öffentlichen Leben. Besserung des Priesterstandes, es ist ja ein Priesterjubiläum.

Damit nun alle Gläubigen recht eifrig sich um die Erfüllung obiger Werke bemühen, hat die Kirche diese mit außerordentlichen Ablässen verbunden. Alle Ablässe, welche jeder Gläubige unter den gewöhnlichen Bedingungen gewinnen kann, bleiben bestehen. Dazu kommt noch:

1. Ein Ablass von 7 Jahren und 7 Quadragenen, so oft man vor dem Allerheiligsten nach der Meinung des Hl. Vaters eine Zeitlang betet. Wer dieses täglich tut (das Allerheiligste muß nur im Tabernakel aufbewahrt sein), kann jede Woche einen vollkommenen Ablass gewinnen nach den gewöhnlichen Bedingungen.

2. Ein Jubelablass. Für die Gewinnung dieses Ablasses sind folgende Werke vorgeschrieben:

1. beichten; 2. kommunizieren; 3. ein angemessenes Almosen spenden; 4. an 2 Tagen fasten und Fleischspeisen meiden; 5. sechs Kirchenbesuche machen am gleichen oder an verschiedenen Tagen; 6. nach der Meinung

des Hl. Vaters beten. — Alle diese Werke sind innerhalb des Jubeljahres zu verrichten. Die einzelnen Werke können beliebig auseinander liegen, auf Tage oder Wochen oder Monate verteilt, nur muß man wenn man das letzte Werk verrichtet im Stande der Gnade sein. Auch darf man die Reihenfolge der Werke nach Belieben einteilen.

Die einzelnen Werke:

1. Die Beichte. Ohne den Empfang der hl. Beichte kann der Jubelablaß nicht gewonnen werden.



Papst Pius XI.

2. Auch die hl. Kommunion muß empfangen werden. Also außerhalb der österlichen Zeit ist jeder verpflichtet, für die Gewinnung der Ablässe nochmals gültig zu beichten und zu kommunizieren.

3. Ein angemessenes Almosen. Die Gläubigen mögen entsprechend ihrem Vermögen ein Almosen zu einem guten Zwecke und Werke spenden. Ein Reicher muß daher mehr geben als ein Armer. Dem Jubeljahr entsprechend soll man das Almosen spenden für die Erhaltung und Verbreitung des Glaubens, für die Heranbildung von Priestern oder Missionaren usw.

4. Fleischloses Fasten. An zwei Tagen sollen die Gläubigen fasten. Tage, an denen schon Fasten und Abstinenz vorgeschrieben ist, gelten nicht als solche Tage.

5. Sechs Kirchenbesuche. Es müssen 6 Kirchen besucht werden oder wenn nur ein oder zwei Kirchen vorhanden sind, müssen in diesen Kirchen sechs Besuchen gemacht werden. Man kann also eine Kirche hintereinander zwei- oder dreimal besuchen und dann die andere vom Bischof vorgeschriebene Kirche. Eine Reihenfolge ist nicht vorgeschrieben. Im Zweifel gibt der Beichtvater Auskunft.

6. Gebet nach der Meinung des Hl. Vaters. Die Gebetsmeinung ist zunächst die bereits oben angegebene: Mehrung des Glaubens, Hebung der Sitten, und Heiligung des Priesterstandes. Dazu kommen die gewöhnlichen Meinungen: Bekehrung der Sünder, Aufhören des Irr- und Aberglaubens, Friede und Eintracht unter den Völkern, Wohlfahrt und Sicherheit der katholischen Kirche, sowie ihres Oberhauptes, des Stellvertreters Jesu Christi, des Hl. Vaters.

Das Gebet muß mündlich sein, nach Möglichkeit kniend verrichtet werden. Der Subelablaß kann sooft gewonnen werden, als die obigen Werke erneuert werden. Man kann den Subelablaß gewinnen für sich oder für die armen Seelen.

Wer krank oder schwach ist oder sonst einen wichtigen Grund hat, welcher ihn verhindert, die vorstehenden Bedingungen zu erfüllen, kann von dem Beichtvater eine entsprechende Umwandlung der Werke erlangen.

Das Jubeljahr endet am 31. Dezember 1929 um Mitternacht. Mögen recht viele Gläubige diese großen Gnaden sich zu eigen machen, damit sie wachsen in der Liebe zu Christus und zur Kirche. Als kostbare Frucht des hl. Jahres erhofft der Hl. Vater jene vollkommene Wiederherstellung des Friedens Christi im Reiche Christi. — Schöpft in Freude aus den Quellen des Erlösers. (Sf. 12.)

„Es fordert unsere Pflicht der Gottesliebe, daß wir möglichst viele Menschen der Herrschaft unseres liebenden Erlösers zuführen.“
Pius XI.

„Das Werk der äußeren Mission geht jedem anderen Werke der christlichen Nächstenliebe soweit vor, als die Seele den Leib, der Himmel die Erde, die Ewigkeit die Zeit überragt.“
Papst Pius XI.

Sport und Vergnügen beim Zulu

Mit großem Interesse wird in Europa Sport getrieben und es ist keine Seltenheit, daß für ein Wettspiel 50 — 70 000 Menschen sich einfänden. Mit der gleichen großen Anteilnahme wohnt der Zulu den Sport- und Spielveranstaltungen in seinem Lande bei. Wir wollen heute einen Nachmittag bei diesen schwarzen Söhnen Südafrikas zubringen.

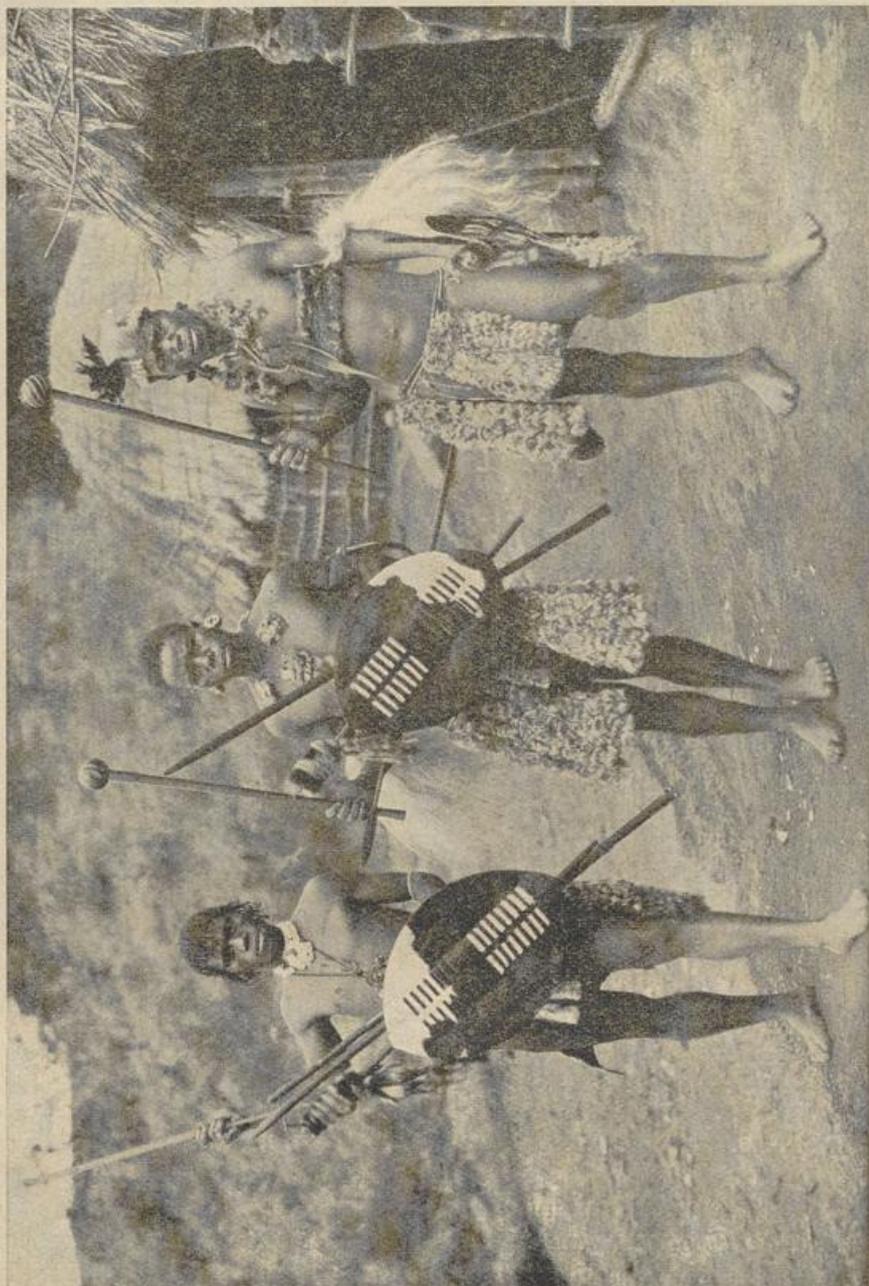
Sonntag ist's. Von allen Seiten strömen Schwarze zum Kraalgehöft, wo die Festlichkeit stattfinden soll. Kopf an Kopf gedrängt schauen



Vor dem Tanzspiel

sie dem Schauspiel zu. Schon von weitem dringt der gleichförmige Hammerschlag der Xylophone den Heranströmenden entgegen. In Reihen hintereinander hocken die Spieler an der Erde.

Nun öffnet sich der Kreis der Zuschauer, langsam rückt die Tänzerschar der Zulus in den Ring. Welch ein phantastischer Anspitz! Der Kopf der Tänzer ist mit Federbüscheln geschmückt, an Armen und Füßen tragen sie Spangen und Muschelringe und um die Knie langherabhängende Troddeln aus Schafwolle. Der Oberkörper ist bedeckt mit blauweißem Sporthemde oder mit Fellen, um die Hüften ist der Lendenschurz geschlungen und troddelt um die Oberschenkel. Im Gleichschritt rücken sie vor und schwenken bei jedem ihrer Stoßausfälle Schild und Lanze ausholend auswärts. Ein Führer, im Leopardenfell, gibt



Zulu-Heiden mit Wehr und Waffen bereit zum Kriegstanz

die Kommandos. Nun stürmen sie in breiter Front nach vorn, einem unsichtbaren Feind entgegen, halten, machen kehrt und stürmen wieder vorwärts. Dazu singen sie den Tanzgesang der Zulus, melodisch, weich, mit einem Refrain, den man nie vergißt. Einer springt heraus, der Vorsänger, Lanze und Schild zittern durch die Luft, unzählige Augen folgen gespannt seinen graziösen Bewegungen. Fürwahr, geborene Tänzer, diese Männer aus der Wildnis!

In Lodenhüten und Hosens die einen, in Fellen, die anderen schauen die Männer zu, die Frauen tragen Musselinkleider oder Wolldecken mit reichem Halsperlenschmuck, oft auch Stöckelschuhe an den nackten



Zwei Zulus beim Einzelfechtspiel

Füßen. — Hier hat sich einer eine Faschingmütze auf den krausen Schädel gedrückt, dort sitzt einer im fadendünnen Strohhut und karrierten Reithosen und spielt die Ziehharmonika.

Die Zulus kommen! In wildem Kriegstanz stürmen sie in den Ring, aus rauhen Kehlen klingt der Gesang. Es ist jener Kriegsgesang, mit dem sie einst unter Tschaka die blutigen Eroberungsschlachten schlugen, später unter Dingaan die Scharen der Buren und Briten überrannten, den das europäische Blei in den Wäldern Nordnatales noch nicht zum Verstummen brachte.

Scharf sausen die Lanzen durch die Luft, staubwirbelnd fliegen die Schilde zu Boden, das Spiel des Vorsängers löst sich in Wildheit auf. Die Verrenkungen werden wild, unschön. Frauen springen auf, tanzen mit, die Musik steigert sich und reißt alle in den Saumel hinein.

Die Zuschauer zucken in Tanzbewegung und unwillkürlich wird der Fuß gezwungen den Tanzrhythmus nachzuahmen. Hier und da wischt sich einer den Schweiß mit der Hand von der Stirn. So geht es fort, während Staub den Kampfplatz erfüllt. Die stille Nacht macht dem Schauspiel ein Ende.

Die Kirchenguhr *)

Eine lustige Geschichte von Reimmichl

Der Mesner von Höbling war pünktlich wie die Kirchenguhr. Er versäumte niemals auch nur eine Minute bei seinem vielverzweigten Dienst und zu jeder Läufftunde hing der Mesner, sobald die Uhr zum ersten Schlag ansetzte, auch schon am Glockenstrick. Sein Leibspruch lautete auch demgemäß: „Ich bin die Kirchenguhr!“ — Nun eignete es sich aber, daß die eiserne Kirchenguhr im Turm zu Höbling mitten in der kalten Winterszeit einen Leibschaten kriegte und hochstille stand. Der Uhrmacher von Höbling brachte mit all seinen Künsten die Turmuhr nicht in Gang und so beschloß man, die alte Schnatter während der kalten Jahreszeit überhaupt rasten zu lassen und erst im Frühjahr einen Uhrendoktor aus der Stadt zu berufen. — Jetzt war Meister Ambrosi, so hieß der Mesner mit Namen, tatsächlich die Kirchenguhr oder, richtiger gesagt: die eigentliche Kirchenguhr war ein kleines Taschenührchen im Sack des Mesners. Dieses Taschenührchen ging so sicher wie die Sonne, Mond und Sterne und der Ambrosi konnte sich vollkommen darauf verlassen. Es wurde also in Höbling trotz des Stillstandes der Kirchenguhr die Kirchenzeit pünktlich eingehalten — einmal aber gar zu pünktlich. Das Ding kam so. —

Es war an einem Faschingsonntag. Der Pfarrer hatte vormittags eine Hochzeit ausverkündet und am nächsten Tag in der Früh um 6 Uhr sollte die Population stattfinden. Die Brautleute wollten hernach sofort mit dem Frühzug nach Trens fahren. Am Sonntag abends um 5 Uhr ging der Ambrosi betläuten, hernach sperrte er pflichtschuldigst die Kirche und steckte die Schlüssel zu sich. Auf dem Kirchplatz erinnerte sich der Mesner, daß es noch viel zu früh sei, heimzugehen, und er drehte links hinüber zum „Bech“-Wirt. — Beim „Bech“-Wirt spielten zwei „Watter“-Partien und der Ambrosi schaute eine Zeitlang zu. Dabei goß er auch ein paar Schoppen hinter die Binde. — Der Ambrosi war durchaus kein Feind von jenen tückischen Geistern, die der Wirt hinter dem Spundloch verschlossen hielt, allein im allzu freundschaftlichen Verkehr damit stand er auch nicht. Nur ein paarmal im Jahre geriet der Ambrosi förmlich in den Geisterbann und dann erwischten ihn die Geister aber auch zünftig. — Auch am besagten Faschingsonntag schmeichelten die roten Geister dem Ambrosi immer zärtlicher und brachten ihn nach und nach vollständig in ihre Gewalt. Fünf Schoppen hatte der Mesner bereits durch den Schnauzbart geläutet und jetzt fühlte er schon einen Glockenstuhl in seinem Kopf.

Um nicht trocken zu werden, goß er neue vier Schoppen auf die Stimmbänder und jetzt kriegte er einen himmelhohen Turmspitze. Nun hatte aber der Ambrosi die löbliche Gewohnheit, allemal, sobald er seinen Turm ordentlich zugespitzt hatte, an Ort und Stelle in einen tiefen Schlaf zu fallen. So auch heute. Er legte beide Arme kreuzweis auf den Wirtstisch, senkte das kummerschwere Haupt auf die Arme und schnarchte sofort wie ein Bär um Lichtmessen. Es war zehn Uhr in der Nacht. Die Gäste hatten sich größtenteils verzogen, nur der Leim-Jörgl und der Stock-Bartl, zwei Erzhocker, waren noch da. Sie kümmerten sich nicht um den schlafenden Mesner und machten mit dem Wirt einen „Bieter“. —

*) Die Geschichte ist entnommen dem Bande „Alpenglühn“ des bekannten Volksschriftstellers (Tyrolia, Innsbruck)

Um zwölf Uhr hörten sie auf zu karten. — Nun waren aber der Stock-Bartl und der Leim-Börgl nicht nur zwei Hocker, sondern auch zwei Hauptspitzbuben, die den Leuten schon unzähligen Schabernak gespielt hatten; der Wirt aber fungierte bei derlei Herereien und losen Streichen nicht ungern als Anstifter und Aufheber. Bald hatten die drei Nachtvögel auch einen bösen Anschlag gegen den Mesner in Vorbereitung. Sie trieben die Wanduhr in der Wirtsstube um ganze fünf Stunden vor; dann stahlen sie dem schlafenden Ambrosi seine Sackuhr aus der Tasche, trieben auch diese um fünf Stunden voraus und steckten sie hierauf dem Mesner wieder in den Sack. Es war nun in Wirklichkeit und auf allen richtigen Zeitmessern viertel über zwölf Uhr, die Taschenuhr des Mesners und die Stubenuhr beim Wirt zeigten aber viertel über fünf. — Jetzt weckten die drei Hallodri den Mesner.

„Du, Ambrosi, mußt du wohl nicht etwa betläuten geh'n?“ sagte der Börgl. Der Mesner kannte sich anfangs nicht aus und drehte den Kopf nach allen Seiten; soweit hatte er aber seinen Stieber doch ausgeschlafen, daß er nach einiger Zeit vollständig zum Bewußtsein kam. Blitzschnell riß er die Taschenuhr heraus.

„Himmlißes Vaterland“, schrie er, „es ist schon bald Zeit zum Ersteläuten und ich hab' noch nicht betgeläutet . . . um 6 Uhr ist Kopulation!“

Mit diesen Worten stürzte er in höchster Aufregung zur Tür hinaus. Die drei Spitzbuben aber hielten sich den Bauch vor Lachen. Der Mesner hatte den Kirchenschlüssel bei sich und darum brauchte er auch nicht nach Hause zu gehen, was ihm um so lieber war, als seine Kathrin in der Früh auch immer die kräftigste Stimme und den unbeugsamsten Willen besaß. — Bald tönte in drei deutlichen Absätzen die Zwölferglocke vom Turm; fünf Minuten später verkündete schon die große Festglocke mit mächtigem Schall, daß es in einer halben Stunde eine Kopulation gebe. — Im Dorf wurden einzelne Stimmen laut, dann war es wieder totenstill. Der Mesner schaute ganz verwirrt drein und fühlte ein Pumpern im Kopf, als ob man darinnen einen Dachtuhl zimmern würde. Er richtete einiges zur Kopulation her, dann ging er hinaus zum Dorfbrunnen, um sich den brummenden Schädel zu kühlen. Da rannte aber schon der Fichtenbauer daher und schrie:

„Was gib't's denn? Hat's nicht geläutet?“

„Was wird's denn geben? Um 6 Uhr ist Kopulation!“ schnarrte der Mesner, „gerade habe ich das Erste geläutet!“

„Aber bist denn verrückt, Ambrosi!“ rief der Bauer, „es ist ja erst halb ein Uhr!“

„Was du nicht sagst!“ schnauzte beleidigt der Ambrosi, „Mesner von Höbling bin ich und ich werd' wissen, wie früh 's ist.“

„Meine Sackuhr geht auf die Minute“, versicherte der Bauer, „und die zeigt erst halb ein.“

„Was dein Erdäpfel zeigt, ist mir gleich“, bedeutete der Mesner, „die Kirchenglocke bin ich!“

Der Fichtenbauer ging; da lief aber schon der Brautvater über die Gasse und lärmte:

„Was ist denn heut' los mitten in der Nacht? . . . Es hat groß geläutet.“

„Freilich hat's groß geläutet“, schrie der Mesner, „und wenn du nicht gleich heimrennst und die Braut holst, kann sich der Bräutigam mit einem Beichtstuhl kopulieren lassen . . . in zehn Minuten ist's sechs Uhr und dann läut' ich z'samm!“

„Auf unserer Stubenuhr ist's erst halb ein“, keuchte der Brautvater.

„Eure Kaffeemühl' könnt's in den Rauchfang hängen“, schnauzte der Mesner, „wenn sie nur zu allen Quatemberzeiten einmal recht geht . . . um sechs Uhr läut' ich z'samm' und dann wird kopuliert, sind die Brautleute' da oder nicht!“

Der Brautvater rannte jammernd heim, der Mesner aber knurrte etwas von „Schlaffhauben“ vor sich hin; jetzt schaute er auf den Pfarrhof hinüber und sah, daß noch alle Fenster dunkel waren. — Sollte es auch der Pfarrer verschlafen haben! Der war ja sonst früh wach wie ein Hahn und hatte ein Gehör wie ein Fuchs. — Der Ambrosi lief hinüber zum Pfarrhof und riß

heftig an der Nachtglocke. Aber eine Minute steckte der Pfarrer schon den Kopf zum Fenster heraus und fragte: „Was gibt's?“

„Haben Sie's verschlafen, Herr Pfarrer?“ fragte der Mesner, „es ist alle Augenblick sechs Uhr und dann wär' Kopulation; die Brautleut' können nicht warten, sonst versäumen sie den Zug.“

Der Pfarrer verschwand rasch am Fenster und der Mesner ging in die Kirche. Kein Mensch war da und seine Uhr zeigte in einer Minute sechs.

„Die Malefizbuben!“ wetterte der Mesner, „das einmal rennen sie dir Schippenweiss daher und wollen zugleich ministrieren, das anderemal kriegt keinen!“

Die Uhr zeigte eine Minute über sechs, kein Mensch war da, auch der Pfarrer noch nicht. Der Mesner wollte verzappeln vor Ungeduld. Jetzt rannte er in die Glockenkammer und läutete mit allen Glocken zusammen, so gut er es machen konnte. Das Ding fiel aber sehr jämmerlich aus: „Ging—genq!—gang—bum—bam—gingg“, klang es durch die Nacht und das Geläute nahm sich aus, als ob Sturm geschlagen werde. Jetzt rannte der Pfarrer zur Kirchthüre herein und rief schon von weitem:

„Was treibt Ihr denn, Ambrosi? — Es ist erst ein Uhr in der Nacht!“

„Was Ihnen nicht geträumt hat!“ gab der Ambrosi beleidigt zurück; „Mesner von Höbling bin ich und ich werd' wissen, wie früh's ist.“

„Meine Uhr zeigt jetzt genau ein!“ erklärte der Pfarrer.

„Ihren Brater mögen Sie der Ras' geben“, schnarrte der Mesner; „die Kirchenuhr bin ich und die geht allemal richtig, verstanden, Herr Pfarrer!“

„Aber es ist ja kein Mensch in der Kirche“, mahnte der Pfarrer.

„Bei der Braut ist gestern Kranzselbinden gewesen und da haben sie getrunken wie die Schläuche“, wetterte der Mesner, „und heute dersteht's die besoffene Bande nicht auf!“

Der Pfarrer ging mit dem Mesner auf den Kirchplatz hinaus. Vom Pechwirt knallten zwei Pistolenschüsse. In der Nachbarschaft ging ein Fenster auf und eine Stimme schrie: „Um's Himmels willen, was gibt's denn? Sind die Franzosen da?“

Der Pfarrer mahnte abermals:

„Mesner, Mesner, was habt Ihr angestellt!“

Da hörte man plötzlich vom Unterdorf herauf ein dumpfes Blasen und Tuten. Es waren die großen Feuerwehrrhörner. Der Feuerwehrrhauptmann hatte das Läuten für Sturm gehalten und schnell Feueralarm blasen lassen. — Jetzt kamen die erschreckten Leute haufenweis auf die Gasse. Die Braut lief mit zerzausten Haaren und im Werktagskleid daher und schrie den Mesner an: „Du Hansstaspar . . . es ist ja erst eins, da schau' her auf die Uhr!“

„Deinen Zwiebel, deinen g'fror'nen, kannst in den Bach werfen“, räsionierte der Ambrosi, „Mesner bin ich und ich werd' wissen, wie früh's ist.“

Da wurde von allen Seiten Lärm.

„Was gibt's? . . . Wo brennt's? . . . Was ist los? . . . Sturm! . . . Feuer!?“ schrien die Leute durcheinander.

Der Mesner aber stieg jetzt auf die Friedhofsmauer und schrie mit wahrer Stentorstimme:

„Kopulation! Sechs Uhr! — — — Kopulation! — — — Kopulation!“

Nun kam endlich die Mesnerin, Frau Kathrin, zum Vorschein. Sie drängte sich an den Pfarrer und fragte:

„Um Himmels willen, was gibt's denn, Herr Pfarrer?“

„Der Mesner hat zusammengeläutet“, erwiderte der Pfarrer, „er behauptet fest, es wär' schon sechs Uhr.“

Jetzt rückt die Kathrin auf ihren Mann los.

„Du b'soffener Besenstiel!“ schrie sie, „bist die halbe Nacht beim Wirt gelegen und hast die Uhr verloren und stürmst jetzt das ganze Dorf aus dem Schlafe . . . Du kommst herunter!“

Der Mesner blieb wohlweislich in seiner vorteilhaften Stellung, sagte aber ganz zahm:

„Nein, Kathrin, die Uhr hab' ich schon . . . da sieh', sie zeigt genau auf



Amacathane tanzend

viertel über sechs . . . sie ist auch aufgezogen . . . Um neun Uhr hab' ich sie aufgezogen, das weiß ich genau.“

„Du trinkst wie eine Frühkub und dann weißt gar nichts mehr“, lärnte die Frau.

„Aber meine Uhr wird doch nicht zurückgegangen sein oder einen Sprung gemacht haben“, verteidigte sich der Mesner.

„Wahrscheinlich hast beim Aufziehen schon einen kalbgroßen Affen gehabt“, freischte die Frau, „hast nicht mehr das rechte Loch getroffen und hast den Zeiger aufgezogen.“

Jetzt rückte die Feuerwehr auf den Kirchplatz.
„Dem Mesner auf der Leber brennt's“, schrie Frau Kathrin erbozt; „da spricht ihm nur hinauf auf seinen roten Siebel, vielleicht kriegt er einmal genug.“
Der Pfarrer gebot Schweigen, dann sagte er mit vernehmlicher Stimme:
„Leute, es ist nichts, geht ruhig nach Hause . . . der Mesner hat sich nur mit der Zeit geirrt.“
„Nein, nicht geirrt“, schrie jetzt wieder der Mesner von oben herunter:
„Leute, es ist sechs Uhr . . . es muß gleich Tag werden . . . Ich bin der Mesner von . . .“

Da riß ihn die Kathrin von der Mauer herunter und hielt ihm den Mund zu. Die meisten Leute schimpften jetzt heftig über den Mesner, viele lachten, die Trompeter bliesen einen lustigen Marsch, die Feuerwehr zog ab, die Menge hinterdrein. Ganz zuletzt aber marschierte stramm Frau Kathrin und eskortierte wie ein Gendarm ihren Mann. — Fünf Stunden später war Kollation, darnach verschwand der Mesner für einige Tage. Es blieb ihm aber von der verhängnisvollen Nacht der Name: „Die nasse Kirchenuhr!“

Don Bosko über das gute Buch

Am 2. Juni fand die Seligsprechung Don Boskos, des großen Jugendfreundes und Gründers des Salesianerordens statt. Aus diesem Anlaß bringen wir einige seiner Worte über das gute Buch. „Die Zeiten sind gefährlich“, schrieb Don Bosko im Jahre 1856. „Die Feinde der Kirche geben ungeheure Geldsummen aus, machen weite Reisen, scheuen keine Mühen, um unmoralische und religionsfeindliche Bücher zu verbreiten und wir sollten uns nicht ebensoviel Mühe geben, Seelen zu retten, als sich mit großen Opfern die andern geben, sie ins Verderben zu ziehen. Verbreitet soviel wie möglich gute Bücher unter eure Bekannte und Freunde! Ein gutes Buch findet leicht Eingang in ein Haus, wo der Priester keinen Zutritt hat und wird selbst von schlechten Menschen als Gedanken oder Geschenk geduldet. Bei seiner Ankunft errödet es nicht, wird es verachtet, so macht es sich nichts daraus, wird es gelesen, so redet es in aller Ruhe die Wahrheit, wird es verachtet, so beklagt es sich nicht. Ein geschenktes gutes Buch bleibt manchmal verstaubt auf dem Tische liegen. Kommt dann einmal die Stunde der Verlassenheit, des Zweifels oder der Trauer, dann schüttelt dieser treue Freund seinen Staub ab, öffnet seine Blätter und es wiederholen sich die wunderbaren Bekehrungen eines hl. Augustinus usw. Wie viele Seelen wurden durch gute Bücher gerettet! Wie viele vor Irrungen bewahrt, wie viele zur Tugend ermuntert. Wer durch das Verschenken eines guten Buches keinen anderen Erfolg hätte, als nur einen Gedanken an Gott zu erwecken, würde sich schon ein unschätzbares Verdienst bei Gott erworben haben. Wenn in einer Familie ein Buch von dem, dem es geschenkt wurde oder für den es bestimmt war, ungelesen bleibt, so wird es vom Sohne oder von der Tochter, vom Nachbar gelesen, oft macht es die Runde in der ganzen Ortschaft und Gott allein kennt all das Gute, das es gestiftet hat.“

Wenn Reden, apostolische Werke nicht eine in Heiligkeit glühende Seele umschließen, wenn sie nicht der Ausfluß eines Gebets- und Opferlebens, des Lebens der Vereinigung mit Gott sind, dann mögen sie noch so viel Lärm erregen und Mühe kosten, sie werden wenig wirksam sein.

Gibt es nicht heutzutage eine Überfülle von Büchern, Reden, Werken aller Art! Hätten diejenigen, die sich mit dergleichen abmühen, nicht besser getan, einen beträchtlichen Teil ihrer Zeit auch dem innerlichen Gebete zu widmen! Abtötung und innerliches Gebet sind in erster Linie notwendig!

(Die hl. Theresia vom Kinde Jesu. Eine geistige Wiebergeburt. Deutsch von D. W. Mut. St. Josephs-Verlag, Reimlingen.)

An der Perlenküste

Erzählung von Max Karl Böttcher

Nach langer, beschwerlicher Reise kamen Pater Fabian und Bruder Thomas, sein Helfer, in dem seit vielen, vielen Jahren verwaisten Missionsbezirk an. Eine Lehmhütte wurde ihre Wohnstatt, und sie war nicht besser denn alle anderen chinesischen Hütten in dem armen Dorfe am Meerensstrande. Die Wände bestanden aus hartgestampftem Lehm, die schweren Dachbalken waren mit Kauliangstroh und mit wasserundurchlässiger Salpetererde überdeckt. Vier Räume waren in dem Hause, aber vorläufig nur einer bewohnbar, der in dem sich der heizbare Rang, die Lagerstätte befand. Vom Meer, das keine tausend Schritte von der Missionsstation entfernt war, wehte kalter Nordost.

Das erste, was die beiden Christen taten, war, sich einen chinesischen Koch zu mieten und zwei Milchziegen zu erstehen. Der Koch, Lao-ki hieß er, schien ein braver Bursche zu sein, nur durfte man nicht zusehen, wenn er die ganz lieblich schmeckenden, allerdings chinesisch zubereiteten Speisen kochte, denn mit der Sauberkeit stand der gute Lao-ki auf hartem Kriegsfuß.

Das Haus des Missionars war ständig von Scharen Neugieriger umlagert, die die beiden weißen Männer anstauten, wie höhere Wesen. Und als am nächsten Tage gar die acht riesengroßen Kisten von der 140 Li entfernten Bahnstation ankamen, in denen Hab und Gut und alles für die Missionsarbeit Nötige verstaute war, da wuchs die Spannung der Eingeborenen aufs höchste. Die Neugierigsten und Recksten drängten sogar bis in die Stuben, und Lao-ki hatte alle Hände voll zu tun, um sie in Schach zu halten. Als Pater Fabian und Bruder Thomas nun gar die Kisten auspackten und die tausenderlei Gegenstände zum Vorschein kamen, die die weltfremden Strandchinesen noch nie gesehen hatten, da funkelten die Augen der Gelben vor Gier und kindischer Freude, und mit besonderem Staunen betrachteten sie ein Ziborium und eine Monstranz, die von deutschen Missionsfreunden gestiftet worden war.

Plötzlich ertönte der dumpfe Schrei einer Schiffssirene und im Nu waren die hundert Menschen davon.

„Was war das?“ fragte der Pater in seinem noch etwas unsicheren Chinesisch, denn er bemerkte, daß hier im Norden an der chinesischen Wasserkaute ein anderes Chinesisch gesprochen wurde, als in Schantung.

„Der große Ananki-li ruft zur Arbeit!“ sagte der Koch und machte dabei ein ganz ehrfürchtig Gesicht.

„Wer ist Ananki-li?“

„Der Herr der Dschunke, für den hier alle arbeiten, ein vornehmer, ein reicher Mann. Aber sein Herz ist so hart und so kalt wie die Perlmuscheln, die er der See entreißt. Wer zu wenig arbeitet, der bekommt die Peitsche“, erklärte der Koch und rieb sich in Erinnerung roher Behandlung den Rücken.

„Wohnt dieser Ananki-li in Tsinan-li, unserem Dorfe?“

„Nein, Schenfu, er wohnt auf dem Meere und zwar auf seiner großen Dschunke und liegt nur jahraus, jahrein vor der Küste vor Anker.“

„Und wenn die Schiffspfeife ertönt, dann . . .“

„Dann ist es hohe Zeit, zur Arbeit zu eilen, Schenfu!“

„So, gibt er den Leuten Arbeit?“

„Ja, Herr, Arbeit in Hülle und Fülle und Lohn so viel!“ Dabei breitete der Koch bei dem Worte „Arbeit“ die Arme weit auseinander, um die Menge der Arbeit zu illustrieren und bei dem Worte „Lohn“ öffnete er Daumen und Zeigefinger kaum einen Zoll weit.

Nachdem die Kisten nun ausgepackt waren, tat der Missionar den ersten Gang durch das armselige Chinesendorf, das da am Meeresufer lag. Freilich, an seine deutsche Heimat durfte der Pater dabei nicht denken beim Anblick dieses öden Stück Landes und der schmucklosen, armen Lehmhütten. Heimweh hätte ihn dann gepackt und Sehnsucht nach deutschem Wesen. Aber die hohe Aufgabe, die seiner harrte: die in den Banden des Heidentums und Götzendienstes gefangenen Chinesen zu guten Christen zu machen, diese Aufgabe ließ ihn sein Arbeitsfeld als ein köstliches erscheinen.

Die wenigen Menschen, die im Dorfe zu sehen waren, meist nur Kinder, Weiber und Greise, folgten dem Pater voller Neugierde, und alle, selbst kaum zehnjährige Mädchen, das Brüderchen auf dem Rücken, trugen eine lange Pfeife mit kleinem kupfernen Kopfe im Munde und den Tabaksbeutel am Gürtel.

Soeben fuhr ein mit Kauliang-Stroh beladener Wagen durch den Ort, dem Strande zu, und mit Empörung sah der Missionar, wie sich Jung und Alt hinterrücks an den Wagen schlichen und ganze Bündel der Kauliangstengel herabbrissen und damit entflohen. Der Pater hielt ein Bürschlein an und fragte mit freundlichem Vorwurf: „Warum stiehlt du das Stroh?“

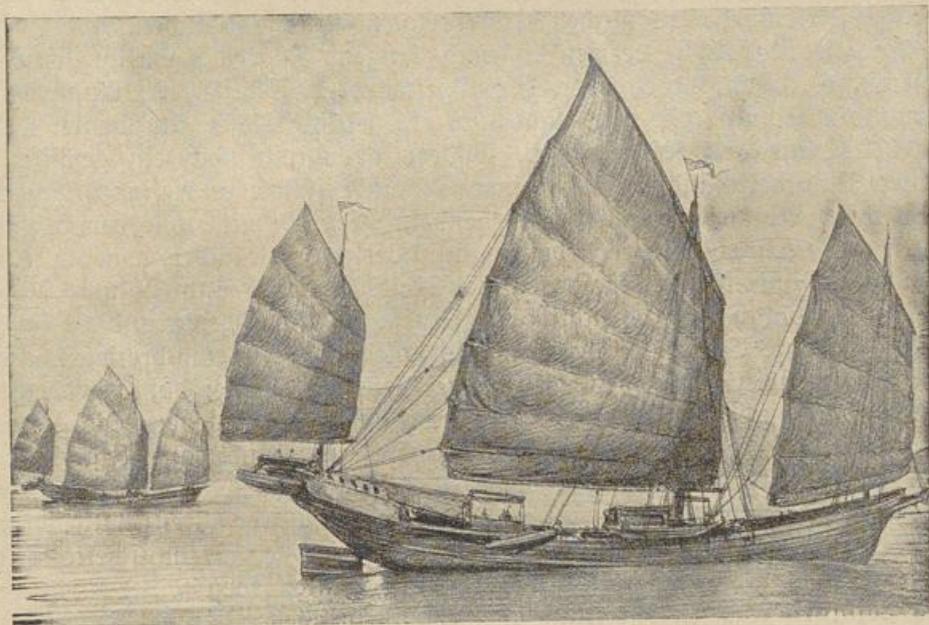
„Weil wir es für unseren Ofen brauchen zum Brennen.“

Da hatte ja das Büblein recht, denn in China, dem holzarmen Lande, feuern die meisten Menschen mit hartem, getrocknetem Grase oder mit Reisstroh.

„Weißt du noch nicht, Bursche, daß das Stehlen verboten ist?“ fragte der Pater.

„Das Stroh gehört doch dem reichen Ananki-li!“ erwiderte der Knabe und rannte davon.

Wieder der Name Ananki-lil Sinnend schritt der Pater weiter durch das Dorf und war bald am Strande. Und hier sah er nun die Arbeit seiner männlichen Gemeindemitglieder. Eine große Anzahl von Segelschiffen kreuzten im Seichtwasser der Küste, und von diesen Dschunken sprangen ununterbrochen nackte Menschen in die Fluten, kehrten bald darauf zurück und reichten eine Handvoll Muscheln auf das Schiff, die voller Schlamm und Seetang hingen, dann sprangen die Männer wieder in die Tiefe und tauchten abermals unter, um kurz darnach wiederum mit einigen Perlmuttermuscheln emporzukommen, die ihnen vom Schiffe abgenommen wurden.



Chinesische Dschunken

Jetzt wußte der Missionar Bescheid. Die armen Chinesen waren sogenannte Nackttaucher und standen in des reichen Ananki-li's Sold, der auf einer großen, vornehmen Wohndschunke sein Domizil hatte, die etwa zwei Kilometer entfernt vor Anker lag und ruhevoll und sicher auf- und abwogte. Man war ja an der Perlmuschelküste und aus dem Meere raffte der chinesische Herrscher mit Hilfe der armen chinesischen Kulis seine Reichtümer. Da für einen Zentner guter Perlmuschelschalen von den chinesischen und amerikanischen Knopffabriken 70 bis 80 Mark gezahlt wurden, machte der Mann natürlich reiche Geschäfte, zumal der Lohn, den er den Tauchern zahlte, ein geradezu klägliches war, der kaum ausreichte, das Nötigste für das Leben zu bestreiten.

In den nächsten Wochen und Monden begann Pater Fabian nun daß die Zeit nicht fern sein würde, daß seine mühevollen und geduldigen Arbeit mit den ersten Erfolgen gekrönt werden würde.

Aber plötzlich kam ein Umschwung. Der Pater merkte einen stillen Widerstand, den er sich nicht erklären konnte. Nach und nach blieben viele seiner Gemeindefinder den bisher gern besuchten Vorbereitungsstunden fern und wenn sie der Pater freundlich mahnend zur Rede stellte, brachten sie allerlei Ausflüchte vor, die den Stempel der Unwahrheit leicht erkennbar trugen.

Immer schwächer wurde das Interesse der Dörfler an des Paters Wirken. Nach langem Forschen erfuhr endlich Pater Fabian die wahre Ursache der plötzlichen Abkehr vom neuen Glauben.

Lao-ki, der Koch, verriet es nach langem Zögern heimlich seinem Herrn. — Der Arbeitgeber der Dörfler, der Schiffsherr Ananki-li, trug die Schuld. Er war nicht nur ein rücksichtsloser Ausbeuter der Arbeitskräfte des Küstenvolkes, sondern obendrein noch ein gewissenloser Rauschgifthändler. Auf seiner Dschunke führte er riesige Mengen schlechten Reiszufels und zermürbenden Opiums mit, und der größte Teil des Lohnes seiner Arbeiter, der Perlmuscheltaucher, war wieder auf die Dschunke zurückgeflossen für Reisbrantwein und Opium. Nun ganz allmählich und vorsichtig mit seinem Missionswerke und er fand bald, daß die Chinesen ihm gern und willig ihr Herz ausbreiteten und hatte der gute Einfluß des Missionars viele der Dörfler dahin gebracht, Trunksucht und das Laster des Opiumrauchens aufzugeben. Die Folge davon war, daß der Umsatz an Spirit und Opium bei Ananki-li geringer geworden war, und das hatte wieder zur Folge gehabt, daß der mächtige Mann, der durch seine rohen Aufseher längst erfahren hatte, wer die Schuld an dem ordentlich gewordenen Leben der Perlmuscheltaucher trug, also daß der mächtige Mann gedroht hatte, jeden seiner Arbeiter zu entlassen, der es fernerhin mit dem christlichen Priester hielt. Und aus Angst vor plötzlicher Verdienstlosigkeit hatte nun der größte Teil der Männer den Verkehr in der Mission aufgegeben.

Kurzentschlossen ließ sich der Pater zur Dschunke Ananki-li's rudern und sich bei dem vornehmen Handelsherrn, der an der Küste gegen zwanzig Dörfer beschäftigte, melden. Ein riesenhafter, fetter Mensch mit brutalem Gesicht kam dem Pater mit kriecherischer Unterwürfigkeit entgegen, und mit der in China üblichen übertriebenen Höflichkeit komplimentierte er ihn in ein mit kostbaren Teppichen ausgelegtes Gemach, ließ ihm Tee reichen und fragte dann nach langem Umschweife nach seinem Begehre.

Freimütig brachte der Pater vor, was ihm am Herzen lag und mit zusammengekniffenen Augen im fetten Antlitz hörte der Handelsherr schweigend zu, dann lächelte er süß und sagte: „Mein Gott, Schenfu, ist das Geschäft! Ich hatte früher auch einen Gott, das war

Buddha, der Mächtige, der Große, aber den habe ich vor einigen Jahren über Bord geworfen, Schenfu! — Ich hatte zwei Söhne, und du weißt doch, daß bei uns im Drachenlande Söhne eine hohe Gabe des Himmels sind. Täglich betete ich vor meinem Hausaltar für das Wohlergehen meiner Söhne, opferte Weihrauchstäbchen in Fülle und ließ für sie viele Gebetsmühlen laufen, und wo ich eine Pagode fand, gab ich reichlich Almosen, alles für das Glück meiner Söhne. Aber Buddha wollte mich nicht hören, er wollte meine Kinder nicht schützen, denn eines Tages fiel Cha-ung, der älteste meiner Knaben, über die Reeling ins Wasser und ertrank. Da warf ich Buddha, den schwachen, blöden Gott, der nicht einmal ein Knäblein schützen kann, ins Wasser und den Altar dazu. Sieh, Schenfu, seitdem mag ich von keinem Gotte mehr etwas wissen, denn es gibt keinen Gott, mag er heißen wie er will!“

Da sprach Pater Fabian, wie er in seinem Leben noch nie gesprochen, von des wahren Gottes großer, unermüdlicher Güte und Treue, von des Heilandes grenzenloser Liebe und der hl. Gottesmutter Kraft und er sprach zu dem stumpf und verstockt dastehenden Manne, wie man einem kranken Kinde zuredet und wollte sein Herz erwärmen und bewegen, aber als er geendet hatte, erhob sich Ananki-li und antwortete kalt und abweisend: „Du hast gut gesprochen, Pater, und ich wollte, unsere große Pagodenpriester könnten es halb so gut wie du. Aber ich sage dir frei heraus: Ich kann deinen Worten nicht glauben, es sei denn, du beweisest mir durch Taten die Kraft deines Gottes, dann will ich gern erlauben, daß all die zweitausend Männer, die in meinem Solde stehen, Christen werden und dir gehorchen und weder Reisschnaps trinken noch Opium rauchen. Vorerst aber, Schenfu, bleibt alles beim Alten! Wer weiter dir anhängt, der mag betteln gehen, denn bei mir verdient er nichts mehr!“

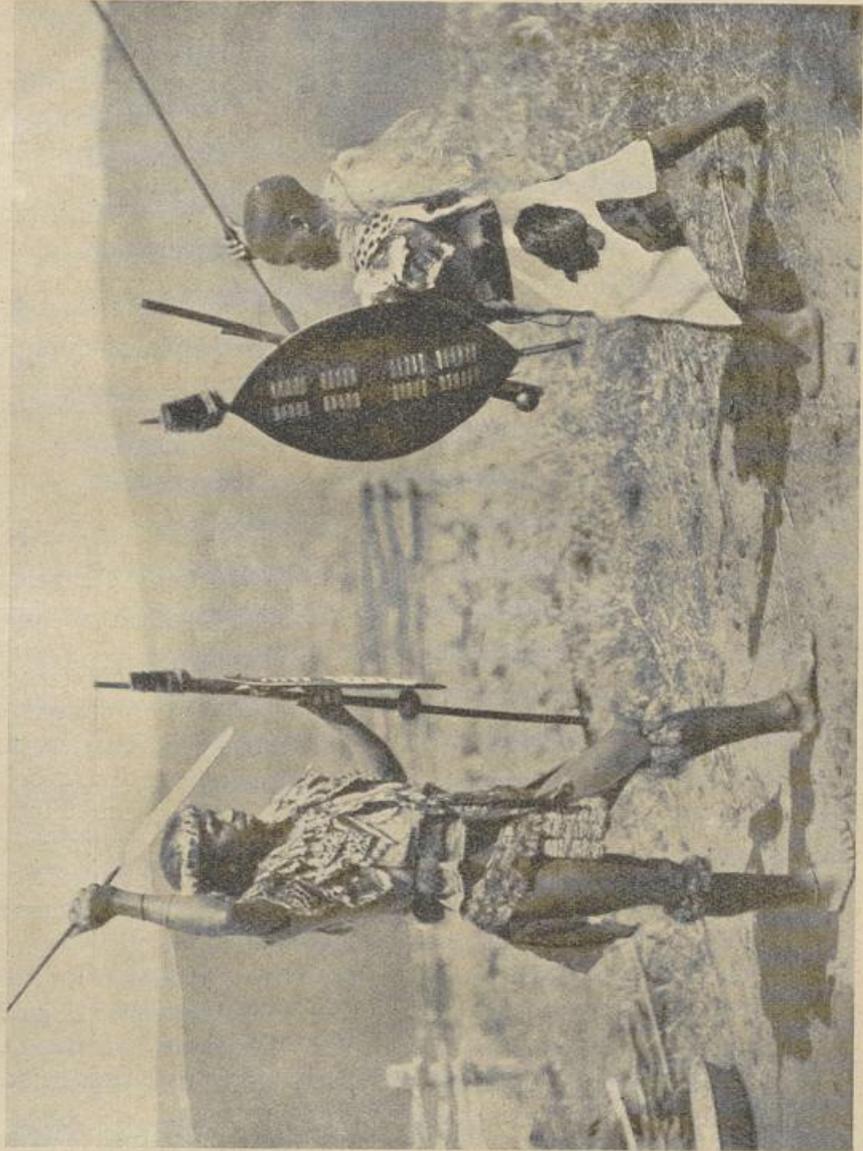
Bedrückt kehrte der Pater heim, und seine Missionsarbeit, an sich mühevoll und dornenreich, kam nicht vorwärts, nur Frauen und Kinder trafen sich in der Missionsstation, und auch diese nur heimlich, damit ihre Männer und Väter nicht entlassen wurden.

Aber täglich betete der Pater voller Inbrunst: Herr, zeige dem Verstockten und Ungläubigen deine Kraft und deine Macht, daß er erkenne, wer du seiest!

Und wirklich, das Gebet sollte sich bald erfüllen.

An der Perlmuschelküste verbreitete sich nach einigen Wochen das Gerücht, daß Hou Wang, das achtjährige Söhnchen Ananki-li's, schwer erkrankt sei, es bekäme keine Luft mehr und kämpfe mit dem Tode.

Auch der Pater hörte davon und sandte Lao-ki aus, seinen Koch, um zu erforschen, was an dem Gerüchte wahr sei, und der findige Bursche brachte bald Kunde: Der Schiffsherr sei fast wahnsinnig



Übungen im Waffengebrauch

vor Angst und Schmerz, denn das Knäblein sei dem Tode nahe. Ananki-li habe sogar wieder einen Hausaltar errichtet und einen Götzen aufgestellt und bete nun voll Innbrunst um Hilfe für sein Kind aber die Krankheit werde stündlich schlimmer.

Da glaubte der Pater, den Finger Gottes zu spüren und ließ Ananki-li fragen, ob er kommen und dem Knaben helfen dürfe, denn er hatte in der Heimat ausreichende medizinische Unterweisungen und Unterricht erhalten und war ein vortrefflicher Arzt.

Der Bote kehrte zurück und ihm folgten zwei schnelle Kulis mit einer Rischka, einem Sänstefarren, die Ananki-li gesandt hatte, und der Handelsherr ließ ihn bitten, sofort auf die Dschunke zu kommen. Und wenig später standen der Pater und Bruder Thomas, der den großen Medizinkasten trug, vor dem Heiden, der sie nun an das Krankenlager des Knaben führte. Nach kurzer Untersuchung stellte der Pater mit dem kundigen Blick des erfahrenen Arztes fest, daß Hou Wang an einer Diphtherie litt, und als er einen Abstrich machte und den gelben Belag untersucht hatte, bestätigte sich seine Vermutung. Mit vor Angst verzerrtem Antlitz verfolgte Ananki-li jede Bewegung des Paters, und endlich fragte er: „Wird er leben, Schensu? Kannst du ihn retten?“

„Wenn mein großer Gott es will, der voller Liebe ist, kann der Knabe gerettet werden.“

„Wenn dein Christengott hilft, ich schwöre es dir, Schensu, will ich an ihn glauben und will ein Christ werden, denn siehe doch, Schensu, mein Herz hängt an dem Knaben, und stirbt er, will auch ich nicht mehr leben!“

„Gehe jetzt hinaus, Ananki-li, und lasse mich und Bruder Thomas mit dem Kranken allein. Ich will meinen Gott bitten, daß er hilft!“ sagte nun schlicht der Pater und drängte alle aus dem Gemach, dann gab er dem Knaben eine Serum-Einsprizung und nun beteten beide, Pater und Bruder, inbrünstig zu dem gütigen Gott.

So vergingen Stunden, schwere, wehe Stunden, aber als dann der Abend kam, da zeigte sich bereits der Erfolg, und nun rief man den vor der Tür harrenden und jammernden Vater herein. Der eilte an das Bett und sah, daß Hou Wang wieder besser Luft bekam, daß das beänstigende Blaurot im Antlitz einer natürlichen Farbe gewichen war und daß die Augen des Kranken wieder klarer blickten und sogar ein Lächeln für den Vater sich auf den vom Fieber zerrissenen Lippen zeigte. Da weinte der Alte vor Freude und Glück, dann befahl er seinen Dienern, alles, was auf der Dschunke noch an Götzenbildern und Hausaltären mit Buddha-Statuen sei, über Bord zu werfen, denn er wolle sein Wort halten und ein Christ werden.

Nach einigen Tagen war der Knabe entgültig gerettet und ging der Genesung entgegen, und Ananki-li hielt tatsächlich Wort. Er erlaubte allen seinen Arbeitern, die Missionsstation zu besuchen, auf Bitten des Paters hin ließ er auch weder Opium noch Schnaps verkaufen, und er selbst, sein Söhnchen an der Hand, besuchte nun oft den Missionar und folgte den christlichen Unterweisungen mit Interesse und Eifer. Und wenn der Herbst kommt, dann soll er und sein Kind und mit ihm viele von der Perlküste getauft werden.

Die Monstranz von Waldsee

Nachdruck verboten!

Geschichtliche Erzählung von Konrad Rummel
(Fortsetzung)

Als das junge Mädchen Steinach hinter sich hatte, mähtigte es seine Schritte etwas und begann den Rosenkranz laut und andächtig zu beten. Nichts störte sie. Rechts drüben dehnte sich das Steinacher Ried, auf welchem krächzende Raben ihr Futter suchten, weit aus bis zum jenseitigen Waldestrand, wo eben noch sichtbar ein niederes Haus herüberschaute, das Riedhäuschen. Kein Fuhrwerk und kein einzelner Wanderer begegnete ihr. Bald hatte sie auch den Wald hinter sich, und als es vom Kirchturm zu Reute die dritte Viertelstunde nach zwölf Uhr schlug, war sie schon vor dem Orte angekommen. Der ganzen Länge nach von der Winter Sonne hell beschienen, schaute die Südseite der großen Kirche, deren Mittelschiff mit dem Dache sich hoch über das Seitenschiff erhob, über die Ortschaft und die Ebene herab von der Anhöhe, auf welche sie von frommen und opferwilligen Händen erbaut worden war; jenseits des gotischen hohen Chores ragte der uralte massive Turm mit dem Satteldach zum Himmel, und rechts von der Kirche in nächster Nachbarschaft auf dem Hügel lag, in zwei Flügelbauten gegliedert, der zweistöckige alte Klosterbau der Franziskanerinnen vom Dritten Orden, deren reinsten Perle einstens die selige Gute Betha war. Seitwärts von diesem zweistöckigen Bauwerk, dessen Fensterreihen im Sonnenschein glänzten, war das niedere Oekonomiegebäude gelegen, dahinter dehnte sich die bescheidene Fläche des ehemaligen Klostergartens aus. Links unten aber, zu Füßen des Heiligtumshügels, erhob sich machtvoll ein hohes Gebäude mit gewaltiger Giebelbreite und drei Stockwerken inmitten eines Gartens, dessen Bäume und Sträucher ihre kahlen Zweige und Äste dem Sonnenlicht entgegenstreckten: der Pfarrhof am Eingang des Fleckens.

Bald hatte das Bethle ihren Auftrag an den Vikar ausgerichtet; in der Küche mußte sie noch einen Teller warmer Suppe nehmen, und dann eilte sie über die Landstraße hinweg, hinüber zu dem steinernen, sechzigstufigen Aufstieg, der der zum Hauptportal der Kirche an der Westseite führte. Das Heiligtum war leer.

Ganz allein kniete das Mädchen zuerst in dem weiten, hellen Mittelschiff der Kirche nieder, die Augen zum reichen, stilvollen Hochaltar gerichtet, vor dessen Tabernakel das Ewige Licht flammte und und von welchem, zwischen gewundenen Barocksäulen von prachtvoll belebter Krönung überragt, das mächtige Altarbild, die Himmelfahrt Mariä darstellend, niederschaute und das ganze Innere der Kirche beherrschte. In voller Harmonie damit standen, in reichbewegtem, vielfach vergoldetem Schnitzwerk prangend, die andern Altäre. Wenn auch wohl zu sehen war, daß die Zeit nicht spurlos an der alten Pracht vorübergegangen war, und wenn insbesondere die kahlen Flächen an Gewölbe und Wänden ein betrübendes Zeugnis dafür ablegten, daß hier kunstfeindliche Hände in kalter Nüchternheit eingegriffen hatten, so sprach doch aus der Wucht und Fülle der alten Barockaltäre eine Größe, die immer noch ehrfurchtgebietend das dreimal Heilig der Gotteswohnung verkündete.

Das Bethle hatte in stiller Sammlung ihre Andacht vor dem Allerheiligsten verrichtet. Jetzt erhob sie sich und schritt dem linken Seitenschiff entlang vorwärts bis dahin, wo dasselbe in die alte Seitenkapelle, das Heiligtum der seligen Guten Betha, einmündet. Auf den Zehenspitzen trat sie in den beinahe verwahten und ärmlich aussehenden Raum ein. In der Halbdämmerung desselben erschien der unregelmäßige Steinplattenboden, auf dem keine Krabane zu sehen war, beinahe dunkel. Rechts an der Innenwand, welche die Kapelle vom Mittelschiff trennt, stand ein einfaches Altärchen mit zwei Leuchtern und dem Kruzifix, darüber als Altarbild ein Ölgemälde, das „Fünf-Wunden-Bild“; die Begnadigung der Guten Betha mit den Wundmalen Christi darstellend, war es ein Motivgeschenk der Stadt Waldsee, deren edelstes Kind ja die selige Elisabeth Achlerin gewesen war. In heiliger Rührung kniete das Bethle kürzere Zeit vor dem kleinen, ersten Altare. Er stand ja auf der Stelle, wo die Selige seit ihrer Beisetzung vierthals Jahrhunderte lang im Grabe geruht hatte, und wo das, was verwestlich von ihrem Leibe, nach dem

gottgesetzten Gange der Natur zur Erde zurückgekehrt war. Der dreißigjährige Krieg hatte das Dorf Reute hart mitgenommen; die Schweden kamen mit Brand und Verwüstung und besetzten auch das Heiligtum: das Grab der Guten Betha war wie von Engels Händen beschützt und unverfehrt geblieben. Wann und warum aber die Gebeine aus ihrer langjährigen Ruhe erhoben worden waren, das besagte in heiligem Triumphe das gegenüber dem Altären an der Wandmauer angebrachte zweite Bild dieses Raumes: die Seligsprechungsfeier der Guten Betha von Reute. Das arme, demütige und in seinem bitteren Leidensleben so vielfach verkannte Kind der Waldseer Webersfamilie, die weltcheue oberchwäbische Tochter des Heiligen von Assisi, ist vom Papst im größten Dome der christlichen Welt, in St. Peter zu Rom, als verehrungswürdige Tierde der Kirche erklärt und seligsprochen worden. Diese Seligsprechung der Guten Betha hat das lange verschlossene Grab geöffnet, damit die Gebeine, welche dereinst das Gerüst des gottgeweihten Leibes gewesen waren, der Ehre des Altars teilhaftig würden.

Jetzt erhob sich das Mädchen und wandte sich zur Vorderseite des Kapellenraumes, zum eigentlichen Altar der seligen Guten Betha. Vom Chore aus beleuchtet, stand er hinter dem verschlossenen Gitter etwas erhöht droben, und da lag im Glasaarge, welcher nur längs seiner Ranten von goldig verzierten Holzrahmen eingefast war, vom Haupte bis zu den Füßen sichtbar, die einstige Gute Betha vom grauen Ordenskneid umhüllt, die Hände über der Brust gekreuzt, das Haupt mit silbernem Lilientranz gekrönt, auf silbergesticktem Kissen über dem Altartische. Der Frieden des ewigen Lebens schien den Reliquienschein zu umhüllen. Hinter demselben und auf ihn niederschauend erhob sich groß ein dunkles Holzkreuz, umgeben und geschmückt mit den üblichen Leidenswerkzeugen des Herrn: Speer und Schaft mit dem Essigschwamme, Nägel und Hammer, Dornenkrone und Nospstengel, Schweißstuch und wundenreißende Geißel. Wie oft und wie furchtbar hat die Selige während ihres mystischen Lebens die Marter dieser Werkzeuge in Liebesvereinigung mit ihrem göttlichen Herrn am eigenen Fleische verspürt. Hinter dem Kreuze mit den Marterwerkzeugen war teppichartig gemalt zwischen zwei Säulen mit ionischem

Kapital eine Rückwand angebracht, an deren oberen Ecken zwei Engel den Teppich zu halten schienen. Schwerer Ernst sprach in der tiefen Stille des verlassenen Raumes zu der andächtigen Veterin, welche lange fast regungslos vor dem Gitter kniete. Nur das leise Klirren des Rosenkranzes und dann und wann ein halbersticktes Schluchzen bekundete, daß Leben in dem Mädchen war.

Endlich erhob sie sich. „Jetzt muß ich ins Kloster hinüber“, flüsterte sie zum Reliquienschein hinauf, als ob sie verstanden würde, „liebe Namenspatronin, aber nachher komme ich wieder.“ Dann ging sie auf den Zehenspitzen zurück und trat durch die Seitentüre hinaus ins Freie, in den Gottesacker, welcher damals den Chor und den größten Teil der Kirche umgab.

„Wohin, schönes Jungferchen?“ klang aus der Nähe herüber eine brüchige Bassstimme.

Erschrocken schaute das Bethle auf. Drüben stand ein älterer Mann in abgetragener Uniform. Er trug einen Stelzfuß und stützte sich auf einen derben Stod.

„Ins Kloster hinein möchte ich zur ehrwürdigen Schwester Klara, wenn's erlaubt ist“, erwiderte das Bethle und deutete auf die Pforte des Hauses hin.

„Sie muß wissen, Jungfer, daß das Kloster kein Kloster mehr ist, sondern ein Schloß, ein Schloß des Reichsfürsten von Wolfegg; jetzt wohnen wir darin.“ Dabei schlug sich der alte Invalide mit einem gewissen Bewußtsein auf die Brust; dann aber fuhr er gemächlich fort: „Die paar alten Frauen wohnen aber auch da mit gnädiger Erlaubnis des Fürsten. Gehe sie nur gleich zur Pforte hinein und läute sie an; sie wohnen gleich dort.“

Zwei Minuten später stand das Bethle vor der alten Schwester Kunigunde. Sie war eine Siebzigerin, die man aber für viel jünger halten konnte, beweglich und lebendig. Das Bethle war ihr nicht unbekannt. Mit Freude nahm sie die Gabe der Steinacher Bräumeisterin an, indem sie sagte:

„Die Schwester Klara liegt heute den ganzen Tag im Bett. Sie hat Gichtschmerzen und kann nicht aufstehen.“

„Aber ich sollte so notwendig mit ihr sprechen“, klagte das Bethle. „Es ist etwas ganz Besonderes, und Schwester Klara hat meiner sel. Mutter und mir versprochen, daß ich zu ihr kommen darf, wenn ich mir keinen Rat mehr weiß.“

Dürfte ich denn nicht zur Schwester Klara hineingehen? Ich will es kurz machen.“

Schwester Kunigunde schüttelte den Kopf.

„Wenn wir auch das heilige Kleid nicht mehr tragen dürfen“, erwiderte sie, „so halten wir uns doch noch, wie wir können, an die Regel unseres heiligen Vaters Franziskus. Da ist's nicht gestattet. Aber ich will der Schwester Klara sagen, daß des Mesners Bethle von Waldsee da ist.“ Damit verschwand sie.

Nach kurzer Zeit kehrte sie zurück. „Die liebe Schwester Klara will aufstehen“, seufzte sie. „Du sollst in der alten Pfortenstube warten. Die Schwester Klara ist auch eine halbe Heilige, sie schont sich gar nicht.“

Mit dem Mädchen betrat sie dann das nebenanliegende geräumige und freundliche Gemach, in welchem ein Rachelosen eben ausreichend Wärme spendete. Blumen blühten am Fenster; ein Strickzeug und ein altes Gebetbuch lagen auf dem großen Eichentische in der Mitte des Raumes.

„Setz dich und wärme dich!“ lud Schwester Kunigunde ein und nahm selber dem Mädchen gegenüber Platz. „Das ist jetzt unsere Wohnstube“, erklärte sie. „Früher sind wir oben gewesen, weiter hinten im Konvent. Jetzt, seitdem nur noch wir zwei am Leben sind, dürfen wir unten wohnen. Es ist eine Gnade. Da haben wir zwei alte Leute nicht weit hinüber zum lieben Heiland und zur seligen Guten Betha; und noch näher“, lächelte sie, „zum Kirchhof. Es wird nicht mehr so lange dauern bis zum letzten Gang.“

Jetzt nahm sie den Halblaiß weißen Brotes zur Hand und meinte: „Das ist eine große Wohltat. Der liebe Gott sorgt doch immer für uns, die wir so wenig mehr für ihn tun können. Tausendmal Vergelt's Gott der Bräumeisterin von Steinach. Sie ist eine gute Frau und hat auch in unserer schrecklichen Hungerzeit und Teuerung noch immer etwas übrig für die armen Leute. Gott wird's ihr lohnen.“

„Möchtet Ihr mir nicht etwas Schönes von meiner seligen Namenspatronin erzählen?“ fragte das schöne Bethle.

„Von der lieben Guten Betha soll ich dir etwas erzählen, da brauchst du nur diese Pfortenstube zu fragen; die kann dir mehr sagen als ich . . . Ja, es ist so, Bethle, in dieser Stube ist die Gute

Betha einmal — nein öfters — gelegen über Nacht.“

Fast erschüttert schaute das Mädchen von einer Wand zur anderen und von der Decke zum Fußboden des Raumes.

„Das ist ja ein ganz heiliger Ort“, flüsterte sie ehrfürchtig. „Hier hat sie gewohnt?“

„Nicht in ihrem Leben, beileibe nicht, Bethle; die Zelle der seligen Guten Betha ist ja in der alten Klausse gewesen, und die ist schon lange abgebrannt. Kein bißchen von den heiligen Andenken an sie ist übrig geblieben. Ihr armseliger gestricelter Habit, das Schweitztuch und andere arme Leinwandstücke, die Disziplin (Bußgeißel) und was sie sonst noch benützt hat im Leben, alles ist völlig verbrannt. Unsere alten Frauen haben gesagt, das habe die Gute Betha in ihrer großen Demut vom lieben Gott selber erlengt. Nein, Bethle, in dieser Pfortenstube ist die selige Betha nicht als lebendig gewesen, wohl aber ihre heiligen Totengebeine.“

In stummer Ehrfurcht faltete das Mädchen unwillkürlich die Hände, die sie vorher schüchtern auf den Rand der eichenen Tischplatte gelegt hatte. „Ja, Bethle“, bekräftigte das alte Schwesterchen ihre Worte. „Gerade hier auf diesem Tische sind sie gelegen, nicht bloß einmal, sondern öfter und zuletzt sogar wochenlang.“

„O, erzählt, Schwester Kunigunde, erzählt alles“, bat mit vor Erwartung glänzenden Augen des Mesners Bethle.

„Ich kann's dir schon erzählen, bin ja selbst schon damals im Kloster gewesen. Einmal hat man das Grab noch früher geöffnet; man wollte sehen, ob noch etwas da sei von der Guten Betha, das sei ungefähr zweihundert Jahre gewesen nach ihrem Tode. Man habe bei verschlossenen Türen den Grabstein weggenommen und unter ihm das ganze Gebein der Seligen in schönster Ordnung gefunden; aber sonst nichts mehr, außer ihre Gürtelschnalle und ein Stücklein vom Zingulum. Damals hat man aber die Gebeine kaum angerührt, sondern sie so liegen lassen, wie sie dalagen. Man hat sich ja groß damit zufrieden gegeben, daß man den heiligen Leib wirklich aufgefunden hat, und so ist das Grab mit aller Vorsicht wieder zugedeckt worden. Wie man dann alles dem Volke verkündete, da sind die Menschen aus dem ganzen Oberland und noch viel weiter her nach Reute gekommen, zeh-

tausende, ja hunderttausend in manchem Jahr; viele, viele Gebetserhörungen und Wunder sind geschehen, und es ist dann die heutige große Kirche gebaut worden. Das haben uns jungen Novizinnen unsere alten Frauen nach der Chronik des Klosters oftmals erzählt.“

„Und jetzt paß auf, Bethle! Jetzt kommt das, was wir beide noch selber erlebt haben, die liebe Schwester Klara und ich. Eigentlich sollte ich nach ihr sehen und ihr helfen, während sie aufsteht und sich zurecht richtet, aber sie will's nicht, sie werde allein fertig. Also Bethle: Die heiligen Gebeine sind dann wiederum schier anderthalbhundert Jahre in ihrem Grabe gelegen. Da ist es dann in Rom mit allen Untersuchungen und Prüfungen so weit gekommen, daß die Seligsprechung sicher gewesen ist. Dazu gehört auch, daß man nach den Gebeinen schaut, um sie der Verehrung ausstellen zu können. Das ist am Vigiltag von Martini geschehen. Es war schon bitter kalt geworden; ich mag etwa achtzehn Jahre alt gewesen sein und war das zweite Jahr im Noviziat. Man hat das Grab wieder geöffnet und die heiligen Gebeine alle herausgenommen. Das haben zwei Priester besorgt. Auf einem Tisch, den man in die Kapelle stellte, hat man nach und nach den ganzen heiligen Leib gelegt; der Tisch ist mit einem neuen Leintuch bedeckt gewesen. Als nichts mehr im Grab zu finden war, hat man sie dann von Sand und Erde gesäubert und von der Feuchtigkeit trocknen lassen. Schier die ganze Nacht hat man dazu gebraucht. Den Schwestern, welche wir alle um die heilige Arbeit beneideten, half auch die Buchauer Stiftsdame, die Gräfin Aulendorf, und zwei Priester mußten alles überwachen. Am Morgen des Martinifestes haben sie dem heiligen Leib den neuen Habit des Dritten Ordens umgetan, ihn in den schönen Reliquienschrein mit der Glaswand auf der Vorderseite gelegt und auf's kostbarste mit Silberzierart an Händen und Füßen sowie an den Rissen unter dem Haupte geschmückt, und ihm auch einen silbernen Lilienkranz aufgesetzt. . . . Es ist wunderschön gewesen,“ schloß das alte Schwesterlein mit feuchten Augen ihren Bericht, „wie man dann den heiligen Schrein in Prozession hinübergetragen und unter dem Altartisch der Kapelle aufgestellt hat. Sechs Schwestern haben den Schrein getragen. Sie waren überglücklich.“

„Und das habt Ihr alles selbst gesehen, Schwester Runigunde?“ fragte fast atemlos das Bethle, „und hier auf diesem Tisch ist der heilige Leib selber gelegen? Die ganze Nacht über bis zum Morgen?“

„Ja, freilich, Bethle, wie ich's erzählt habe. Aber kein Jahr ist es angestanden, da ist er wieder hier hereingekommen, und nicht bloß eine Nacht, sondern gleich sechs Wochen lang hier aufgehoben gewesen.“

„Das ist ja ganz wunderbar. Ja, wie ist denn das gekommen?“

„Das ist bald erzählt,“ lautete die Antwort. „Der Platz unter dem Altartisch, wo der Reliquienschrein zuerst stand, ist arg feucht gewesen. Sogar das Eichenholzbrett hinter ihm ist schimmelig und modrig geworden, und das hat den heiligen Gebeinen so geschadet, daß sie teilweise schwarz und grün wurden und sich mit Schimmel überzogen. Hätte es noch einen Winter lang so fortgedauert, so wären sie zum größten Teil verfallen. Das hat man rechtzeitig bemerkt, und so ist der Glasfarg mit der seligen Guten Betha wiederum ins Kloster herübergekommen, und zwar gleich vom Rosenkranzfest bis Martini, wo die Seligsprechung gefeiert worden ist. In diesen Wochen haben unsere Schwestern und wieder ein paar reichsgräfliche Stiftsdamen vom Kloster Buchau viele Arbeit gehabt, bis die einhunderteinunddreißig Gebeine der Seligen alle von Moder und Schimmel gereinigt, gänzlich ausgetrocknet, wieder zusammengesetzt und neu gewandet und geziert waren. Auf den Martinitag hat man dann den wunderschön erneuerten Reliquienschrein in Prozession zur Kirche hinübergetragen, und jetzt nicht mehr unter dem Altartisch, sondern über demselben hinter den Leuchtern aufgestellt, so daß er jetzt ganz frei dagestanden ist. Und seither ist's auch so geblieben. Und Schwester Klara, so jung sie noch war, hat auch mithelfen dürfen bei jener heiligen Arbeit.“

„O, das freut mich, das freut mich! Da möchte ich nur jeden Finger küssen, mit dem sie die heiligen Gebeine berührt hat; so ein Glück!“

„Ja, Bethle, das ist schon wahr, aber wenn du zur Kommunion gehst, das ist doch tausendmal mehr; da empfängst du ja den Heiland selber in deinen eigenen Mund, und hast ihn in deinem Herzen.“

„Ja, das ist gewiß wahr, Schwester Runigunde, und die Hände des Priesters

sind deswegen auch noch ehrwürdiger als die der Schwester Klara. Schwester Kunigunde," wandte sie sich dann an die Erzählerin, „es muß doch gar schön gewesen sein in dem Kloster, wo alle Frauen noch beisammen waren.“

„Ja, Gott sei Dank, wir haben den Frieden immer im Hause gehabt; das ist das Schönste. Aber unser Quartalbeichtvater, der Pater Prokop, hat oftmals gesagt: Gott will nicht, daß die Seinigen in Glück und Ehren dieser Welt, sondern im Leiden triumphieren. Das ist gewiß ein wahres Wort, wenn's auch uns armen Menschen manchmal hart ankommt. Nur sieben Jahre hat es gedauert, dann ist alles aus gewesen. Der Kaiser Joseph hat überall die Klöster aufgehoben; auch an Reute ist es gekommen. Der Landvogt von Altdorf hat's uns angekündigt. Wir Schwestern mußten das heilige Kleid ablegen und uns weltlich kleiden. Aus unserer Hauskapelle, der Bäckerei und dem Refektorium ist das meiste weggenommen und verkauft worden — den Profit haben die Juden gemacht. Da ist es noch ein Glück gewesen, daß der Reichsgraf von Wollegg unser Kloster gekauft hat: so ist es doch nicht in fremde Hände gekommen und ist keine Fabrik geworden, noch hat man es gar abgerissen, wie das ja mit Klöstern und Kirchen damals so grausam oft geschehen ist. Auch unsere schöne große Kirche hat man abbrechen wollen, weil sie eine Wallfahrtskirche sei und den Aberglauben vermehre. Aber die liebe Gute Betha hat Fürbitt getan bei Gott, und so ist es nicht geschehen. Der Kaiser Joseph aber hat keine sieben Jahre mehr gelebt, da ist er noch früh gestorben, ohne ein Kind, und das Unglück hat ihn von allen Seiten her verfolgt. Es haben halt so viele Klöster und Stifte und Bruderschaften nicht mehr für ihn gebetet, weil sie aufgehoben waren. Gott verzeihe es ihm.“

„Ja, der Kirchenraub," sagte jetzt das Bethle plötzlich laut, „der Kirchenraub, das ist doch das Schrecklichste, da muß man an den Silberling des Judas denken.“ Tiefenst war sie geworden.

Jetzt klopfte es leise an die Türe und herein trat mühsam eine hohe, bleiche Frauengestalt in einfacher, dunkler Kleidung.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte sie. „In Ewigkeit, Amen!“ erwiderten Schwester Kunigunde und das Bethle und erhoben sich. „Grüß Gott, ehrwürdige

Schwester Klara," fügte herzlich das Mädchen an, indem sie der greisen Klosterfrau die Hand küßte.

Sinnige Ruhe, fest und doch mild, sprach aus den tiefdunklen Augen der so schmerzgeprüften Frau Klara, und gar herzlich klang ihre tiefe Stimme, als sie den Gruß Bethles erwidern, sagte: „Grüß dich Gott, Kind, es ist gut, daß gekommen bist.“

Ein frommer Adel war ausgegossen über die letzte der ehemaligen Konventualinnen vom Dritten Orden St. Franzisci zu Reute. Nichts in ihr verriet das Opfer, welches sie der Besucherin gebracht und wie sie sich selber zu beherrschen wußte.

„Du hast wohl etwas warten müssen," fuhr sie fort, während sie, die Hand des Mädchens haltend, mit ihr zur Ecke unter dem Kreuzifix schritt und ihr winkte, sich zu ihr zu setzen.

„O, es hat gar nicht lange gedauert, Frau Klara," erwiderte Bethle, „und die Schwester Kunigunde hat so schön erzählt, daß eins häßt' noch lang zuhören können. Aber es ist mir so leid um Euch, Frau Klara.“

Die Klosterfrau überhörte das letztere Wort und sagte, noch mehr zu ihrer Ordensschwester als zu Bethle gewendet: „Ja, Schwester Kunigunde hat ein gutes Gedächtnis und ist selber eine Art von Hauschronik. Und dazu ist sie eine gute, besorgte Martha in unserer kleinen Klausur.“

Schwester Kunigunde faßte lächelnd den Blick auf, der sie bei diesen Worten traf, und verließ mit verständnisvollem Zunicke die Pfortenstube.

„Frau Klara, ich wäre gewiß nicht lästig geworden — es ist mir so leid —, aber ich weiß mir nicht mehr anders zu helfen, und die Mutter selig hat ja gesagt, ich dürfe zu Euch kommen.“

„Ja, Kind, so ist es; es war recht, daß du dich daran erinnert hast. Du siehst deiner Mutter jetzt ganz ähnlich, Bethle; so hat sie ausgesehen. Wann ist sie das letzte Mal mit dir hier in Reute gewesen, Bethle?“

In den Augen des Mädchens schimmerte es feucht.

„Auf den Josephstag," sagte sie dann leise, „sind es neun Jahre, daß man sie begraben hat.“

„Ja, deine Mutter selig hat lange gewartet und sich ernstlich besonnen und viel gebetet, ehe sie ehelich geworden ist“ — dabei warf Frau Klara dem jungen

schönen Gegenüber einen nachdenklichen Blick zu — „und es ist recht geworden. Es ist nur eine kurze Ehe gewesen, aber sie war im Himmel geschlossen.“

Bethle schluchzte leise und wuschte sich die Tränen ab.

„Und jetzt sind Vater und Mutter im Himmel und beten für ihr Kind und sind in Gott dir immer nahe.“

„Vergelt's Gott tausendmal, Frau Klara!“ Die ganze Seele Bethles sprach aus diesem schlichten Wort; die Ordensfrau hatte tröstend den richtigen Ton getroffen.

„Und sie haben dir ein gutes Plätzchen erbetet, Bethle. Bist keine gewöhnliche Magd; hast deine Arbeit und deinen Dienst zum großen Teil in der Kirche, darfst die geweihte Wohnung des Heilandes und sogar seine Altäre reinigen und in Ordnung halten und darfst unter seinen Augen deinen Dienst tun — o Bethle, das ist etwas Schönes und Heiliges. Denk daran, daß du in der Kirche dich mit den Engeln in den Dienst des Heiligtums teilst; sie wachen und beten ja bei Tag und Nacht darin.“

Jetzt begann Bethle laut aufzuschluchzen, um dann bitterlich zu weinen, ehe sie ein Wort herauszubringen vermochte.

„Was ist dir, Kind?“ fragte überrascht und beinahe erschrocken Frau Klara.

„O, das ist es ja gerade,“ kam endlich die Antwort heraus, „warum ich heute gekommen bin; und ich weiß mir keinen Rat mehr, gar keinen. O, helfet mir, helfet mir in dieser Not!“

Und nun begann das Mädchen alles zu berichten, was der Better Mesner ihr am gestrigen Abend eröffnet hatte. Auch das, was sich schon am Vormittag mit den Fremden in der Sakristei ereignete, verschwieg sie nicht.

Langsam hatte sich während dem Berichte das bisher so freundliche und ruhige Angesicht der greisen Klosterfrau verändert. In tiefem Ernste sprachen Schmerz und Angst aus den feinen Zügen ihres Angesichtes. Unwillkürlich salbete sie die Hände und saß eine Zeit lang regungslos da. Dann begann sie: „Ja, liebes Kind, da hast du freilich zur Guten Betha kommen müssen. Mit menschlicher Weisheit und menschlichem Troste wird da nicht viel zu machen sein.“

Und dann, als ob sie das, was sie sagte, der Ordnung nach aufzählen wollte, an die ausgestreckten Finger der Linken die rechte Hand wie abzählend legend, begann sie:

„Von dem Fruchthändler Härtl wollen wir lieber gar nicht sprechen; eine solche Ehe wäre das größte Unglück. Ein Mann, welcher dem Mammon dient, an das Geld sein Herz hängt und aus der Not und dem Hunger seiner Mitmenschen wucherischen Gewinn macht, lebt ja ganz in der Sünde, die gegen Himmel schreit; Gott behüte uns gnädig davor—“

„Lieber täte ich sterben,“ versicherte das Bethle, „lieber mich rädern lassen,“ und sie schüttelte sich.

„Aber,“ fuhr Frau Klara fort, „du hast etwas von Otmüllers Franz gesagt, und der Better Stiftsmesner könnte ja auch noch ja sagen. Hast du dir das schon überlegt? — vor Gott überlegt, meine ich?“

„Überlegt habe ich's mir eigentlich noch nicht,“ erwiderte ruhig und einfach das Mädchen, „und ich meine, ich will mir's auch nicht weiter überlegen. Otmüllers Franz ist ein braver Bub und mit ihm wäre es nicht gefehlt; aber, Frau Klara, ans Heiraten habe ich bis jetzt noch nicht gedacht und denke auch nicht daran.“ Eine feine Röte überzog ihr schönes Gesicht und machte es noch schöner. „Ich will ledig bleiben,“ kam es dann langsam und mit Nachdruck aus ihrem Munde, und aus den festgeschlossenen Zügen und dem klaren, ruhigen Blicke sprach eine solche Bestimmtheit, daß das ernste Angesicht der alten Ordensfrau von einem Hauche warmer Anerkennung übergossen wurde.

„Das ist dir ernst, Betha?“ sprach sie dann. „Aber jetzt muß ich erst recht fragen: hast du dir das schon überlegt?“

„Ja, ehrwürdige Frau Klara,“ lautete bescheiden, aber jeden Zweifel ausschließend Bethles Antwort; „schon oft und schon lange habe ich's überlegt und habe um diese Gnade gebetet, und Pater Propkop weiß es auch und gibt mir recht, und wenn mir Gott hilft, will ich diesen Vorsatz halten!“

„Und wie bist du auf diesen Gedanken gekommen?“ fragte Frau Klara. „Warum willst du jungfräulich bleiben?“

„Gott zuliebe,“ war die einfache Antwort; aber die ganze Seele des jungen Mädchens hatte dieses Wort gesprochen. „Deo gratias,“ betete die Klosterfrau. — Und jetzt schimmerte ihr Auge feucht.

„Wenn's so ist, liebes Kind, dann hat dir Gott eine große Gnade gegeben. Selig sind die Reinen, denn sie werden Gott Gott anschauen.“

„Und deshalb wäre ich halt am lieb-

sten ins Kloster gegangen," sagte das Bethle jetzt offen. „Das wäre mein größtes Glück gewesen, und wenn man mich nur für die Küche oder den Stall hätte brauchen können. Aber Pater Prokop sagt, jetzt seien alle Klöster aufgehoben.“

„So ist es auch, Gott sei's gellagt, Bethle. Jetzt heißt's auch vom katholischen Oberland: Die Wege nach Sion trauern, weil das Heiligtum verwüstet ist. So weit du gehen magst, Bethle, landauf, landab, nirgends findest du mehr eine fromme Klausur, wo du Gott in der Verborgenheit dienen könntest. Und in Bayern drüben und anderwärts ist's auch nicht anders, es ist eine große Heimsuchung, viel größer als die Teuerung, der Hunger und der Mißwachs, wie wir sie jetzt haben: das letztere geht vorüber und ein gutes Jahr, vielleicht schon das heurige, macht der Not ein Ende. Aber der Greuel der Verwüstung, der vor zehn und zwölf Jahren über unser geistliches Leben und unsere alten heiligen Stätten gekommen ist, ist da und bleibt, und Gott allein weiß, ob je wieder einmal etwas aufgebaut wird von dem, was jetzt in Trümmern liegt. Gottes Gerichte sind unerforschlich; wir wollen nicht urteilen und verdammen, sondern müssen fragen, ob nicht unsere eigenen Fehler und Unvollkommenheiten an der Heimsuchung mitschuldig sind . . . Nein, Bethle," schloß Frau Klara, „ein Kloster gibt's nicht mehr im Lande: diesen Gedanken mußt du aufgeben. Aber deshalb brauchst du noch nicht verzagen. Wenn dein Vetter Stiftsmesner geblieben wäre, wie er es bisher war, so hättest du ja auch nicht ans Kloster gedacht.“

„Das ist ja freilich gewiß und wahr, Frau Klara. Ich bin so glücklich gewesen

und habe gemeint, dies Plätzchen sei mein Kloster.“

Die Ordensfrau lächelte unwillkürlich, und das Bethle fuhr fort: „Wenn sich's ein bißchen machen ließ, so bliebe ich am liebsten im Mesnerhause, auch wenn die neue Frau kommt. Ich wollte ja gerne mit allem zufrieden sein und gar nichts gelten, wenn ich nur wie bisher meinen Dienst beim lieben Gott in der Kirche tun dürfte.“

Frau Klara besann sich einen Augenblick. „Das wird kaum gehen," entschied sie dann. „Dein Vetter hat dir ja schon aufgefündigt, seine künftige Frau will dich nicht im Hause haben. Du könntest es den beiden doch nie mehr recht machen: dem Mesner wärest du ein Vorwurf und der Mesnerin ein Arger. Es gäbe böse Gedanken und böse Worte; es gäbe Streit und Unfrieden, Unrecht auf Unrecht und Sünde auf Sünde, lauter Beleidigungen Gottes, und aushalten könntest du es doch nicht. Diesen Gedanken wirst du auch aufgeben müssen.“

„O, ich habe gemeint, ich wolle alles ertragen und gerne Unrecht leiden und schweigen, wenn ich nur bleiben könnte. Seit meinem vierzehnten Jahre bin ich im Mesnerhause, und der Schwester des Veters — als sie vor fünf Jahren starb — hab' ich in die Hand hinein versprochen müssen, daß ich immer bei ihrem Bruder bleibe und nie aus seinem Haus gehe.“

„Das hat sie anders gemeint, Bethle, du weißt schon, wie; aber jetzt kündet der Vetter dir deinen Dienst, und dem Frieden zulieb mußt du gehen.“

Das Bethle schlug die beiden Hände vors Gesicht und begann bitterlich zu weinen. (Fortsetzung folgt.)

Gebete und Opfer, die die Mariannhiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die lebenden, eine für die verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten.

Für die Mitglieder des „Großen Liebeswerkes vom heiligen Paulus“ wird jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neu-geweihte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen Mitgliedern der Genossenschaft eine hl. Kommunion aufgeopfert.

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten unserer Mission.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater Dominikus Sauerland, Würzburg, Meißner Ring 3
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bahr.-Schwaben.

Elfershausen: Dank dem hlst. Herzen Jesu, hl. Joseph und der heiligen Theresia für Erhörung in schwerem Anliegen und gut verlaufener Operation.

Dank für erhaltene Gnaden.

Dank für wiedererlangte Gesundheit.

Guten Ausgang verschiedener Angelegenheiten.

Für gutbestandene Operation.

Für Hilfe in einer schweren Angelegenheit.

Für Schutz und Segen während des ganzen Jahres.

Kaiserslautern: Tausendmal Dank d. hl. Antonius für sofortige Erhörung in einem schweren Anliegen.

Hindenburg: Dank dem hl. Antonius für glückliches Vorübergehen einer sehr schweren Operation.

Bilchband: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der Mutter Gottes und dem hl. Joseph, hl. Antonius und der hl. Rita in Gerichtssachen.

Dresden: Dank dem hlst. Herzen Jesu, dem hl. Joseph, der hl. Theresia und den armen Seelen für wunderbare Hilfe in Seelenleiden.

Breslau, S. G.: Spende einen Beitrag zur Taufe eines Heidenkinds, als Dank zu Ehren des hl. Jud. Thaddäus für Erhörung aus schwerer Krankheit.

Mogwitz: Tausendfachen Dank der lb. Gottesmutter für Besserung eines Leidens und hoffe auf weitere Hilfe. Anbei Missionsalmosen.

Lourdes, Südafr.: Durch die Fürbitte des hl. Jud. Thaddäus bin ich von schwerer Krankheit geheilt worden.

Gebetsempfehlungen

Ricklingen: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Maria vom guten Rat, zum hl. Jud. Thaddäus, zum hl. Antonius; um Ruhe und Frieden u. Abwendung jeglichen Unheils für andere und meine Angehörigen.

Schönbrunn: Bitte um eine neuntägige Andacht zur lb. Gottesmutter von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph um Erhörung in unserer Geldnot.

J.: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet um Befreiung von Nischias- und Rückenschmerzen.

R.: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Jud. Thaddäus und hl. Antonius um häuslichen Frieden und gute Diensthöten.

Kirchdorf: Bitte um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu zur lb. Muttergottes von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Jud. Thaddäus, zur hl. Theresia v. R. I. und zu den armen Seelen.

Eine schwer nerven- und seelenleidende Frau bittet um das Gebet um baldige Hilfe zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Familie, zur hl. Rita und zur hl. Theresia v. R. I. zum gottseligen Bruder Konrad und bittet noch um ein gutes Geschäft und Segen in der Familie.

Schönwald: Eine schwer bedrängte Mutter bittet um das Gebet für ihren lau gewordenen Sohn, der jahrelang die hl. Sakramente nicht empfangen hat und um Frieden in seiner Familie auf die Fürbitte des hl. Joseph, der hl. Apostel Petrus und Paulus, des hl. Antonius.

Schönwald: Eine Abonnentin bittet um das Gebet zur lb. Gottesmutter, hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Theresia v. R. I. in einem besonderen Anliegen.

R. St.: Bitte um das Gebet zum Prager Jesukind, zur Muttergottes, zum hl. Jud. Thaddäus und zur hl. Theresia v. R. I. um baldige Gesundheit. Veröffentlichung ist versprochen.

Pinzberg: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zur Muttergottes von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, hl. Konrad, hl. Theresia v. R. I. um Gesundheit.

Alt-Patschkau: Bitte um das Gebet in einem schweren Anliegen zu Ehren des hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thad. und zur hl. Theresia v. R. I. Veröffentlichung wird versprochen.

Wittichenau: Eine Person bittet um das Gebet zu Ehren der hl. Familie um Gesundheit; Glück und Segen in Haus und Stall.

Peiskretscham: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet um Sinnesänderung eines Vaters und um Befreiung eines Rheumatismusleidens. Bei Erhörung ist Missionsalmosen und Veröffentlichung versprochen.

Osterburg: Eine Person bittet innigst um das Gebet um Wiedererlangung der Gesundheit und selbstständige Existenzmöglichkeit.

Beuthen, B. R.: Um Erlangung einer guten Stellung und um ein eigenes Heim gründen zu können. Missionsalmosen ist versprochen.

Breslau: In verschiedenen Anliegen bittet eine Verg.-Leserin um das Gebet. Bei Erhörung Missionsalmosen.

Breslau, E. R.: Ein Verg.-Leser bittet um das Gebet zu Ehren des hl. Antonius um Heilung von einem Ohrenleiden.

L. V.: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zur Muttergottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zu den Armen Seelen um Erhörung und Hilfe in einem bedrängten Anliegen. Bei Erhörung ist Veröffentlichung versprochen.

Kreuzburgerhütte: Bitte um das Gebet zum hlft. Herzen Jesu, dem hl. Antonius und der hl. Theresia v. K. I. um Heilung meiner Frau von ihrem schweren Bein-

und Astmaleiden und um Gesundheit in der Familie.

Die Anliegen verschiedener Wohltäter. Um Gesundheit.

Um Schutz in Versuchungen.

Um Verkauf meines Eigentums.

Um Befehrung meiner Söhne.

Um die Gesundheit meiner Tochter.

Um Wiedererlangung verlorener Gegenstände und Wertfachen.

Für die Armen Seelen um die Rückkehr meines Sohnes zu erbitten.

Um Befehrung meines Bruders.

Um Befreiung eines Familienvaters von der Trunksucht.

Es starben im Herrn:

Salzfotten: Andreas Altrogge, langjähriger Gönner und Freund der Mariannhiller Mission.

Vertenhof: Anna Reindl. Baltenstein: Engelbert Herb. Nürnberg: Joseph Reisinger. Sasbachwalden: Kath. Toll. Mengen: Maria Welte. Ingolstadt: Dorothea Amüller. Thiengen: Karolina

Müller. Weingartz: Joh. Georg Drumer, Anna Maria Siebenhar, Marg. Rist. Dietmannsried: Alois Weigel. Geiger: Fridolin Wölfl. Dietfurt: Anna Achhammer, Barbara Freihart. Arnstein: Agnes Sohn. Zellingen: Kuni-gunde Weber. Göllsdorf: Maria Lenz. Buffalo: Ludwig Heft, Anna Huber.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Empfehlenswerte Bücher

Heiliges Leben von Thuringen. 82 Seiten Preis 30 Pfennig. Verlagsbuchhandlung Laumann, Pflumen.

Außer einer feinen Lebensskizze enthält das Schriftchen zahlreiche Gebete, eine drei- und neuntägige Andacht sowie Stanei und Lieder. Besonders die Terziaren werden das Heftchen begrüßen, aber ebenjofehr auch die zahlreiche Schar der Verehrer der großen Volksheiligen.

Die großen Gnadenstunden des katholischen Christen. Von Pfarrer Drenlarb. 88 Seiten. Preis 35 Pfennig. Verlagsbuchhandlung Laumann, Pflumen.

Der Verfasser zeigt mit psychologischer Feinheit und in vollstümlicher Sprache den Wert der hl. Messe und eifert zum täglichen Besuche an. Religiöse Gedanken aus den Werken von Alban Stolz. Von Otto Hättenschwiler. Sammlung von 21 Bändchen in 15 Heftchen von 32—56 Seiten. Preis pro Heftchen 30 Pfg. Die ganze Sammlung RM. 4.— Verlag Kanisuswerk, Konstanz, Baden.

In diesen „Religiösen Gedanken“ wird Alban Stolz in den schönsten und edelsten Ideen, die er in seinen Werken niederschrieb, wiedergegeben. Seine Gedanken eignen sich sehr gut als kleines religiöses Sammelwerk für das Volk, in dem man sich über alle wichtigen Gebiete der hl. Religion vertiefen kann.

Mutterliebe. Ein Gebet- und Lehrbuch für christliche Mütter. Neu herausgegeben von Pater Fulgentius Krebs. In Leinen RM. 3.80. Verlag Kösel in Kempten.

Gute Mütter beten gern. Ihre Sorgen sind so vielfältig, daß sie immer wieder aufs neue zu Gott hingeführt werden. Und betende Mütter werden gute Kinder haben. Ein Gebetbuch also, das der Mutter den Weg weisen will zu Gott und versteht, was in der rechten Weise zu tun, ist wert, vorausgegeben und gekauft zu werden. Auf das Vorliegende trifft das voll und ganz zu. Alle nur denkbaren Lebenslagen sind hier berücksichtigt in warmherzigen, kraftvollen Gebeten und Anmutungen, ein Buch also, das man wegen seines reichen und guten Inhaltes recht vielen Müttern empfehlen möchte.

Unsere Namenspatrone. Kleine Volkslegende von A. Andros. 189 Seiten. Leinw. geb. RM. 1.20 Verlag Kanisuswerk Konstanz, Baden.

Das gebiegene Bändchen von 180 Seiten zeichnet in alphabetischer Reihenfolge kurz und kräftig die Biographien von über 100 nachahmenswerten Vorbildern für unser Leben. Gerade die Kürze und Salbung der einzelnen Beschreibungen empfiehlt das Bändchen als treuen Begleiter für alt und jung. Der niedrig gehaltene Preis ermöglicht jedermann die Anschaffung dieser praktischen Heiligenlegende.

Wer seinen Bücherbedarf durch den St. Josephs-Verlag deckt, der unterstützt und fördert das Missionswerk der Mariannhiller Missionare!

Mariannhiller Missions-Kalender 1930

Liebe Förderer und Förderinnen! Herzlichsten Dank und ein innigstes Vergelt's Gott für Eure rastlose Mühe, für alle Wege, alle Worte, die ihr aufgewandt habt unseren Kalender zu verbreiten. Gott hat Eure Arbeit gesegnet. Mit neuem Mut und Gottvertrauen kann die Mariannhiller Mission an die Abzahlung großer Schulden von Neubauten, an den Ausbau unfertiger Missionshäuser, an neue Missionsaufgaben herantreten. Das missionsbegeisterte Volk, obwohl selber in großer wirtschaftlicher Bedrängnis, hat mit Euch an der Spitze gezeigt, daß es ein warmes Herz für die Sorgen und Mühen der Missionare in sich trägt. Wie herrlich wird Euer Lohn sein, wenn Ihr einst hinüber geht in das Reich Eures Vaters im Himmel. Ein volles und gerütteltes Maß wird Euer Anteil sein. Ja, schon auf Erden ist die heilige Freude und Zufriedenheit, die jedes gute Werk auslöst, eine kostbare Belohnung. Wie gerne wollten wir Eure Arbeit Euch lohnen, aber Ihr wollt nichts haben, wollt nur unser Gebet und Opfer um desto herrlicher gekrönt zu werden vom Geber alles Guten, von dem, der gesagt hat: Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.

Die Mariannhiller Mission.

EIN BEITRAG ZUR KATHOLISCHEN AKTION

Mehr Liebe!

Von P. W. Schöbitz; 64 Seiten; 30 Pfennig.
Dieses Volksschriftchen will hinweisen auf Priesternachwuchs, Heidenmission, Heimat und innere Mission, katholische Aktion, Laienapostolat, kurz, es will ein ganz kleiner Beitrag sein zur Lösung der religiösen Frage in Deutschland. Eltern, erwachsenen Kindern, allen ist es sehr empfohlen, sie werden reichen Gewinn daraus ziehen.

ST. JOSEPHS-VERLAG REIMLINGEN

Unsere Bücher!

Das Messbuch der hl. Kirche

Von P. Anselm Schott; 1024 Seiten. Leinw. Rotfch. RM. 5.—
Schott lehrt das schönste Gebet die heilige Messe mit unserer Kirche würdig zu beten, das höchste Opfer mit dem Priester würdig zu begehen. Schott führt uns Katholiken durch Schule, Jugend und Alter zur Heimat.

Mess- und Vesperbuch in Großdruck für die Sonn- und Feiertage. In Leinwand mit Rotfchnitt RM. 9.—

Die heilige Theresia vom Kinde Jesu

Von D. W. Mut; 352 Seiten. geh. RM. 3.80; geb. RM. 4.80.
Das Buch ist eine Einführung in das Wesentliche der Heiligkeit der kleinen Theresia. Sehr gut ist der Verfasser den Wegen dieser Seele nachgegangen und hat ihre Eigenart erfasst. Viele werden durch dies Buch eine ganz andere Auffassung von der kleinen hl. Theresia bekommen. Und es ist gut so. Sie ist nie und nimmer das Vorbild für eine in Bequemlichkeit und Kleinlichkeit, in lauter Süßigkeit dem Himmel zuwandernden Seele, sondern gibt ein wahrhaft heldenmütiges Beispiel der Treue im Kleinen. — Die Übersetzung ist sehr gut.

Don Johannes Bosko

Von D. W. Mut. 80 Seiten; reichlich illustriert. Pr. RM. 1.50.
Eltern, Kindern die hehre Gestalt des großen Kinderfreundes Don Bosko recht nahe zu bringen bezweckt dieses Schriftchen. Unter dem vielen Interessanten aus seinem Leben voll von nie gehörten Wundertaten und großem Gottvertrauen liegen wie Edelsteine verborgen seine echt christlichen Erziehungsgrundsätze, Kernsätze für jede katholische Familienerziehung.

Beiträge zum Salesianischen Erziehungssystem

Von D. W. Mut; 120 Seit. mit einem Titelbild, kart. RM. 1.50.
Beim Lesen des Buches fällt immer wieder auf, daß Don Boskos Gedanken sich auffallend mit manchen Forderungen der heutigen Pädagogik berühren. Stets betont er die Wichtigkeit von Freiheit, Freude und Liebe bei der Erziehung. Er fordert Autorität, aber eine Autorität im Zeichen der Liebe.

Wittig Alten — Gibt's auch heute noch Teufel — Konnerbreuth

Von W. Wanger. 96 Seiten; Preis 95 Pfg. — Eine temperamentvolle Auseinandersetzung für das kirchliche Erorzistat. Wanger beweist mit schlagenden Beweisgründen das Hineingreifen des Göttlich-Abernaturlichen und Dämonisch-Außernatürlichen in das Menschenleben, der „Wissenschaft“ zum Troh. Priester und Laien werden aus dieser Schrift reiche Belehrung und Anregung schöpfen für den Kampf gegen das Diabolische im Weltgeschehen.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen